Studien
zur deutschen Literatur

StdL

Bettina Hey'l

Geschichtsdenken und literarische Moderne

Zum historischen Roman in der Zeit der Weimarer Republik

1994. IX, 344 Seiten. Kart. DM 96.– / ÖS 749.– / SFr 96.–. ISBN 3-484-18133-8 (Band 133)

Die vergleichenden Interpretationen historischer Romane der Weimarer Republik geben erstmals eine übergreifende Darstellung des Genres im Kontext der Zeitgeschichte (Erfahrung von Weltkrieg, Revolution und Republik), der epistemologischen Situation (Historismuskrise) und der modernen Romanästhetik. Behandelt werden Werke ganz unterschiedlicher ideologischer Tendenz und literarischer Qualität von I. Seidel, W. v. Scholz, W. Bergengruen, J. Roth, E. G. Kolbenheyer, A. Döblin, E. Stukken, Klabund, A. J. Koenig, L. Perutz, B. Frank, L. Feuchtwanger, A. Neumann, V. Meyer-Eckardt, G. Hermann, G. v. Le Fort und Max Brod.

Stefan Trappen

Grimmelshausen und die menippeische Satire

Eine Studie zu den historischen Voraussetzungen der Prosasatire im Barock

1994. XI, 387 Seiten. Kart. DM 136.– / ÖS 1061.– / SFr 136.–. ISBN 3-484-18132-x (Band 132)

Den logischen Mittelpunkt der Untersuchung bildet die menippeische Satire. Untersucht werden: die humanistische und barocke Theorie der Satire, die europäische Tradition der menippeischen Satire im 16. und 17. Jahrhundert, menippeische Satiren von J. B. Schupp, J. M. Moscherosch u. a., die satirischen Schriften Grimmelshausens (besonders »Simplicissimus«, »Vogelnest«, »Satirischer Pilgram«). Die gestaltbildende Rolle der menippeischen Satire im Werk Grimmelshausens wird eingehend nachgewiesen.

Peter-André Alt

Begriffsbilder

Studien zur literarischen Allegorie zwischen Opitz und Schiller

Ca. 600 Seiten. Kart. ca. DM 218.– / ÖS 1700.– / SFr 218.–. ISBN 3-484-18131-1 (Band 131)

Alts Buch unternimmt erstmals den Versuch, die Form- und Begriffsgeschichte der literarischen Allegorie zwischen Barock und Klassik anhand von literarischen, dichtungstheoretischen, theologischen und historischen Quellen systematisch darzustellen. Für die Untersuchung spielt die Analyse poetologisch-ästhetischer Bestimmungen des Allegoriebegriffs eine ebenso wichtige Rolle wie die Erforschung der allegorischen Formenwelt und der Funktionen, die die Allegorie in literarischen Werken des 17. und 18. Jahrhunderts erfüllt. Zur möglichst präzisen begriffsgeschichtlichen Darstellung, die der Entwicklung der Allegorietheorie zwischen Barock und Weimarer Klassik nachgeht, gesellt sich daher ein formanalytischer Ansatz, der den Stilwandel der Allegorie im literarhistorischen Prozeß von Opitz bis zu Schiller herauszuarbeiten trachtet.

Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG
Postfach 21 40 · D-72011 Tübingen

Niemeyer

Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur

IASL Sonderdruck
19. Bd. 1994
2. Heft

Herausgegeben von
Georg Jäger
Dieter Langewiesche
Alberto Martino

Niemeyer

Inhalt

OLIVER JAHRAUS: Analyse und Interpretation. Zu Grenzen und Grenzüberschreitungen im struktural-literaturwissenschaftlichen Theorienkonzept 1

OTTO NEUDECK: Das Stigma des Anfortas. Zum Paradoxon der Gewalt in Wolframs »Parzival« 52

KLAUS SIEBENHAAR: Après lude. Abschiedsgesten in der Prosaliteratur des 19. Jahrhunderts: Storm, Raabe, Fontane 76

Schwerpunkt: Geschlechterdifferenz und Literatur

RENATE VON HEYDEBRAND/SIMONE WINKO: Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen 96

NORBERT GROEBEN: Frauen – Science Fiction – Utopie. Vom Ende aller Utopie(n) zur Neugeburt einer literarischen Gattung? 173

Fortschrittsberichte und Forschungsdiskussion:

ACHIM BARSCH: Probleme einer Geschichte der Literatur als Institution und System 207

KAI KAUFFMANN: Großstadtliteratur. Zur Geschichte des literarischen Stadtbewußtseins 226

Rezensionen:

FRANK-RUTGER HAUSMANN: Bibliographie der deutschen Übersetzungen aus dem Italienischen von den Anfängen bis 1730. Bd. I/1, I/2. 1992 *(Alfred Noe)* 237

Leser und Lektüre im 18. Jahrhundert. Die Ausleihbücher der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel 1714–1799. Bearbeitet von Mechthild Raabe und mit einem Vorwort von Paul Raabe. 4 Bde. 1989 *(John A. McCarthy)* 245

FRANZ SCHWARZBAUER: Die Xenien. Studien zur Vorgeschichte der Weimarer Klassik. 1993 *(Yahya A. Elsaghe)* 257

JOSEPH SCHMIDT: Quo vadis? – woher kommst du? Unterhaltungsliterarische konfessionelle Apologetik im Viktorianischen und Wilhelminischen Zeitalter. 1991 *(Eda Sagarra)* 262

Der wachsende Absolutismus der objektiven Wirklichkeit im 19. Jahrhundert und die Dynamik der Wandlungsschübe fördern auch auf räumlicher Ebene die »Spannung zwischen der Innerlichkeit des auf sich selbst zurückgeworfenen Individuums und der zunehmenden Verdinglichung der bürgerlichen Gesellschaft«.[85] Mit differenten Öffnungsgraden bewegen sich Storms, Raabes und Fontanes Figuren deshalb in Innerlichkeits-, Binnen- und begrenzten Räumen, die bergenden Charakter besitzen und vom Ich erfüllt sind. Abschied vollzieht sich als Eigenzeit im Eigenraum, der Behaustsein, Gehäuse oder vertrauter Bezirk zu seinem Wesen und Eigenschaften zu zählen hat. Alle drei – Storm, Raabe und Fontane – vermögen eine ganze Welt in ihre phantasiebildenden, reflexions- und diskursgesättigten Reservate zu bringen. Die Welt kommt ins Ich, und Stille, Ruhe, Unbewegtheit konstituieren sich im Abschied auf der temporalen wie räumlichen Ebene.

Der europäische Dramatiker des Abschieds, Anton Tschechow, hat für diese raumzeitliche Koinzidenz in seinem letzten Drama zwei Bilder gefunden: Die aus Paris auf ihr Gut heimkehrende Ljubow Andrejewna sucht die verlorene Jugend im Schrank ihres Kinderzimmers, in dem die Souvenirs und Spielsachen aus jener Zeit aufgehoben sind. Wie ein übermächtiges Symbol einer versunkenen Zeit beherrscht dieser Schrank die Szene: Erinnerungsfundus, Lebensfutteral und Denkmal in einem. Und am Ende stirbt im verlassenen und verschlossenen Gutshaus der alte, von den Abgereisten vergessene Diener Firs – lebendes Fossil einer untergegangenen Epoche –, während draußen der Kirschgarten für den Bau von Datschen abgeholzt wird. Wie anfangs der Schrank so wird jetzt das ganze Haus zum Mausoleum einer abgelebten Zeit: bergender Raum, Ruhestätte für den sterbenden Diener, im Strom der neuen Zeit verharrendes Sinnbild des Alten.

---

[85] Vgl. Peter Sprengel: Interieur und Eigentum. Zur Soziologie bürgerlicher Subjektivität bei Wilhelm Raabe. In: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 1974. München: C.H. Beck 1974, S. 127ff.

Schwerpunkt: Geschlechterdifferenz und Literatur

Renate von Heydebrand/Simone Winko

Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon. Historische Beobachtungen und systematische Überlegungen

These ist, daß die Geschlechterdifferenz sich auf verschiedene Weise in Mechanismen der Kanonisierung von Literatur und in ihrem ›Vorfeld‹, dem Lesen und Werten literarischer Texte, manifestieren kann und so einen Grund für die Unterrepräsentanz von Autorinnen im literarischen Kanon darstellt. Unter historischer und systematischer Perspektive wird Forschungsliteratur zu diesem Thema aufgearbeitet, werden Anschlußmöglichkeiten für weitergehende Forschungen benannt und Handlungsalternativen im Umgang mit Literatur und ihrer Kanonisierung erörtert.

Our proposition is that gender differences can manifest themselves in differing ways in the mechanisms for establishing the literary canon and, even before that, in the way literary texts are read and judged. This is one reason why female authors are under-represented in the literary canon. Working from a historical and systematic perspective, we examine research work on this subject, suggest starting-points for further research, and discuss alternative methods of dealing with literature and the establishment of the canon.

1. Einführung am Beispiel: Gabriele Reuter und Theodor Fontane

1.1. Der Kasus: Zwei Romane im Vergleich
1.2. Zur historischen Untersuchungsperspektive
1.3. Überlegungen zum unterschiedlichen Rezeptionsverlauf bei Fontane und Reuter
1.4. Vorläufige Einsichten und Hypothesen
1.5. Zur systematischen Perspektive und zum Aufriß der weiteren Untersuchung

2. Geschlechterdifferenz in der Rezeption und im Werten von Literatur

2.1. Zum Begriff ›Geschlechterdifferenz‹
2.2. Lesen – nicht-professionell und professionell
2.2.1. Voraussetzungssystem und Perspektive
2.2.2. Textwahrnehmung
2.2.3. Textverstehen
2.3. Werten
2.3.1. Skizze der Wertungshandlung
2.3.2. Exemplarische Erläuterungen zu den Bestandteilen der Wertungshandlung
2.3.3. Kollektive Dimensionen des Wertens

3. Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon

3.1. Zu Begriff, Sache und Problematik von ›Kanon‹
3.2. Zur Geschichtlichkeit des Kanons
3.2.1. Dynamisierung des Kanons im autonomen »Sozialsystem Literatur« seit der Epochenschwelle um 1800
3.2.1.1. Modernisierung und Individualisierung des Kanons durch Autoren
3.2.1.2. Dynamisierung und Individualisierung des materialen wie des Deutungskanons durch professionelle Kritiker
3.2.1.3. Temporäre Stabilisierungen für Schule und ›Normalleser‹ aus dem gebildeten Bürgertum
3.2.2. Zur Begründung der Benachteiligung von Frauen im materialen wie im Kriterien- und Deutungskanon
3.3. Ansatzpunkte für die Infragestellung ›des‹ Kanons für Welt- oder Nationalliteratur
3.3.1. Die Pluralität der materialen Kanones
3.3.2. Pluralität in den Deutungen
3.3.3. Brüchigkeit des Kanon-Konzepts: der Standpunkt des ›Poststrukturalismus‹
3.4. Feministische Konsequenzen und ihre Bewertung
3.4.1. Gegenkanon und Kriterienkritik
3.4.2. Erweiterung des tradierten Kanons durch Autorinnen
3.4.3. Subversion des ›männlichen‹ Deutungskanons
3.4.4. Poststrukturalistische Bestreitung jeglichen Kanons
3.4.5. Pragmatische Schlußbemerkungen

1. Einführung am Beispiel: Gabriele Reuter und Theodor Fontane (v. Heydebrand)

1.1. Der Kasus: Zwei Romane im Vergleich

Im Herbst 1895 erschienen in Buchform zwei Romane, deren Stoff einen Vergleich erlaubt: *Aus guter Familie. Leidensgeschichte eines Mädchens* von Gabriele Reuter und *Effi Briest* von Theodor Fontane. Beide schildern mit ihrer Hauptfigur eine Frau, die letztlich an der rigorosen Exekution gesellschaftlicher Normen zugrundegeht. Bei Reuter steht allerdings Adelheid Heidling allein im Mittelpunkt: Wir begleiten sie, von ihrer Konfirmation ab, von Station zu Station ihres Leidenswegs, auf dem in fast penetranter Konsequenz nach und nach das Potential an Vitalität und Widerstand, das sie durchaus besitzt, in ihr erstickt wird, und zwar auch und gerade durch sie selbst. Herd allen Übels sind die Normen und Verhaltensmuster der Beamtenfamilie, besonders gegenüber Mutter und Tochter. Adelheid hat diese Normen so verinnerlicht, daß ihre – meist bewußtlose – Auflehnung gegen sie kraftlos bleibt: gegen die Negation von Sexualität, gegen den Standesdünkel, das geheuchelte Christentum und den politischen Konservatismus, gegen die Bevorzugung des Sohns und Bruders, gleich wie schäbig der sich verhält, überhaupt gegen die Unmündigkeit der

Frauen in der Familie, die sich dem Egoismus des Vaters opfern müssen. Adelheid endet, nach einer Phase des Irrsinns, als alte Jungfer, die ihren Vater zu Tode zu pflegen hat. In *Effi Briest* steht dagegen vor allem das Thema der Konvenienzehe und des Ehebruchs zur Diskussion, und zwar als Problem der Unterwerfung beider Geschlechter unter gesellschaftliche Zwänge. Beide Romane trafen zentrale Themen der Zeit und machten in den nächsten Jahren Karriere.

Die Autoren waren beide nicht unbekannt: Gabriele Reuter, 1859 geboren, damals also 36jährig, hatte dem Publikum seit 1888 bereits drei Romane (freilich mit ganz andern Stoffen) geliefert (F: Wilpert/Gühring 1992, S. 1236f.); Fontane, damals ein Mann von 66 Jahren, war mit Lyrik, Balladen und ausländischen Reiseberichten schon ab 1850 hervorgetreten, hatte 1878 auch als Romancier begonnen und inzwischen Anerkennung gefunden. Beide Werke erlebten noch im gleichen Jahr, 1895, mehrere Auflagen: *Effi Briest* fünf und *Aus guter Familie* vier. Drei Jahre später, im Todesjahr Fontanes, das beide Romane in der siebenten Auflage sah, hatte Reuter den Vorsprung des Kollegen, der zumal im Genre des Berliner Gesellschaftsromans schon einen festen Ruf besaß, aufgeholt, und 1902, mit der 12. Auflage, lag sie vorn. *Aus guter Familie* wurde auch – darin nur wenigen Büchern der neueren Literatur, wie etwa Goethes *Werther*, vergleichbar – nachgedichtet (F: Klemperer 1908, S. 871), erreichte 1910 die 18. Auflage und dann in langsamerer Steigerung im Jahre 1931, also zehn Jahre vor Reuters Tod, noch die 28. Auflage, also mindestens einen Absatz von 28 000 Exemplaren (F: Richards 1968, S. 199; R. L. Johnson 1980, S. 236). Fontanes Roman dagegen überwand in all dieser Zeit die 20-Tausender-Grenze nie. Warum ist Fontane heute ein Klassiker, die Reuter aber so gut wie vergessen?

Daß hohe Auflagen zwar eine klare Bewertung darstellen, für die Kanonisierung aber nicht ausschlaggebend sind, ist bekannt. Im Gegenteil: Der Literaturkritik und Literaturwissenschaft erscheint Breitenerfolg eher verdächtig. Thomas Mann zwar führt mit *Buddenbrooks* (erstmals 1901) eine Bestseller-Statistik solcher Romane an, die zwischen 1915 und 1940 in mehr als 20 000 Exemplaren aufgelegt wurden: Von diesem Buch waren 1936 1 300 000 Stück gedruckt. Aber viele hochgewertete Autoren tauchen in dieser Statistik, in der Rudolf Herzog oder Hedwig Courths-Mahler führen, niemals auf, und die meisten der Bestseller-Autorinnen und -Autoren sind heute vergessen (F: Richards 1968, passim).

Wichtiger für die Kanonisierung scheint, schon rein äußerlich, etwas anderes zu sein: Ein zeitgenössischer Literaturkritiker und Freund Fontanes, Paul Schlenther, stellte bereits um 1890 in seinen Rezensionen den Autor zu den etablierten Klassikern der Nation (F: Berg-Ehlers 1990, S. 281–304);[1] zwischen 1905 und 1910 wurden von Fontane bereits *Gesammelte Werke* in 21 Bänden herausgebracht, und er gewann langsam, wenngleich in einem keineswegs

[1] Abschnitt 8.4: »1890–1899: Der Berliner auf dem Parnaß – die Inauguration eines Klassikers«, bes. S. 281, 288f., 294f., 296ff.

bruchlosen Prozeß, auch in der allgemeinen Meinung den Status eines »Klassikers« (F: Tontsch 1977, S. 41–119). Reuter dagegen wurde nicht mit ›kanonischen‹ Autoren verglichen, und eine Gesamtausgabe für sie gab es nie; die Autorin fiel allmählich – bis zur Wiedererweckung im Zuge der Neuen Frauenbewegung[2] – fast völliger Vergessenheit anheim.[3]

1.2. Zur historischen Untersuchungsperspektive

Der Titel dieses Beitrags legt nahe, im Verlauf dieser Erfolgskurven etwas Geschlechtsspezifisches – oder vorsichtiger formuliert: auch etwas Geschlechtsspezifisches – zu sehen. Zwar ließe sich der Absturz in das Vergessen der Nachwelt nach zeitgenössischem Anfangserfolg zweifellos auch für nicht wenige männliche Autoren nachweisen. Aber es bleibt das Phänomen zu erklären, daß auch seit der Zeit, in der eine nennenswerte Anzahl von Schriftstellerinnen auf den Plan trat und einige unter ihnen durchaus Ansehen gewannen, seit dem Ende des 18. Jahrhunderts also, bis an die letzten Jahrzehnte heran nur ganz wenige Autorinnen ›kanonisch‹ wurden; deutlichstes Indiz dafür ist, daß – wenn überhaupt – von ihren Werken auf dem Markt allenfalls das eine oder andere noch greifbar ist. In Literaturgeschichten werden sie, sofern überhaupt berücksichtigt, als ›Frauenliteratur‹ isoliert, in den Kanon der Weltliteratur gehen sie, mit ganz wenigen Ausnahmen, nicht ein.

Wir wissen, daß die Lebensbedingungen der Frauen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein in der Regel literarischer Produktion nicht günstig waren. Wir wissen aber auch, daß Autorschaft, ebenfalls bis weit ins 20. Jahrhundert hinein, Frauen nur ungern zugestanden wurde[4] und daß ihnen, als sie dennoch zu schreiben begannen, sehr rasch ihr Platz im Bereich der Unterhaltungsliteratur, speziell für das weibliche Geschlecht, angewiesen wurde: In Literaturkritik und Literaturgespräch wurde die Sparte ›Frauenliteratur‹ gebildet.[5] Dort konnten sie Breitenerfolge erzielen, ohne in der Domäne der ›hohen‹ Literatur zu kon-

[2] Arbeiten über sie: R. L. Johnson 1980; R. L. Johnson 1982; Blackwell 1982, S. 373–437; Schneider 1982/1988; Alimadad-Mensch 1984; Brinker-Gabler 1984; Brinker-Gabler 1988, S. 170–175, 224f.; Kraus Worley 1991 (alle F).

[3] Albert Soergel räumt ihr in seiner Literaturgeschichte *Dichtung und Dichter der Zeit* immerhin vier Seiten wohlwollender Charakteristik im Kapitel »Frauenkunst unter dem Einfluß von Naturalismus und Sozialismus« des Naturalismus-Bandes ein (F: Soergel 1911/1928, S. 318–323); bei Klaus Günther Just, der die Geschichte der deutschen Literatur von 1871 bis zur Gegenwart darstellt, erscheint sie, mit einem Satz, unter den »Schriftstellerinnen, die sich jetzt« – d.h. am Jahrhundertende – »lautstark zu Wort melden« (F: Just 1973, S. 56; Zitat S. 55).

[4] Kittler 1985/1987 (D 2), bes. S. 131ff.; Weigel 1990a (A 1), S. 236–240; Hahn 1991 (D 1), S. 7–19.

[5] Wann genau und durch wen das geschah, ist noch nicht untersucht – jedenfalls in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

kurrieren. Nach der bereits erwähnten Bestseller-Statistik für die Zeit zwischen 1915 und 1940 findet sich in der Größenordnung von über 500 000 Exemplaren neben 13 Männern immerhin eine Frau: Margarete Böhme mit *Tagebuch einer Verlorenen* von 1905 erreichte 563 000 Stück; im Durchschnitt kann sich in diesem Bestseller-Bereich unter sechs Männern immerhin eine Frau behaupten. Für die ›hohe‹ Literatur, die nicht am Absatz gemessen wird, ist eine solche Proportion auch im gleichen Zeitraum, der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, noch nicht denkbar. Da die Kritikerzunft, wie auch andere literaturvermittelnde Institutionen, wiederum bis in die letzten Jahrzehnte hinein, weitaus überwiegend männlich besetzt war, läßt sich vermuten, daß männliches Vorurteil oder – wieder vorsichtiger formuliert – eine von männlichen Erwartungen und Interessen gesteuerte Wahrnehmung Autorinnen den Eintritt ins Pantheon des Bleibenden verwehrte. Aber was genau wissen wir darüber? Wie läßt sich die geringe Repräsentanz von Frauen im ›Kanon‹ erklären?

Deutsche, auch feministische Forschung hat den Kanon unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterdifferenz noch wenig diskutiert.[6] Das Interesse der Literaturwissenschaft für Rezeptions- und Wertungsprozesse in den 70er und 80er Jahren richtete sich fast ausschließlich auf männliche, ›kanonische‹ Autoren und deren Werke;[7] die Chance eines Vergleichs wurde noch nicht wahrgenommen. Was unabhängig davon über die Mechanismen von Kanonisierungsprozessen in der Literatur erarbeitet wurde, wird unten referiert werden.

Viel weiter ist die anglo-amerikanische Forschung. Da ist es nicht zuletzt die neue Frauenbewegung gewesen, die im Verein mit Schwarzen und anderen Minoritäten-Gruppen seit Beginn der 70er Jahre den Kanon, der die literarische Ausbildung dort allerdings auch viel stärker beherrscht und kanalisiert als hier,[8] analysiert und in der Folge bis ins Grundsätzliche hinein kritisiert hat. In einer witzigen, satirisch zugespitzten Studie unter dem Titel *How to Suppress Women's Writing* hat schon Joanna Russ (D 1: 1983), mit reichem Belegmaterial aus verschiedenen Jahrhunderten, Ergebnisse der Analysen in einer Liste von Gründen für die zu geringe Repräsentanz von Autorinnen im Kanon vereint: praktische Behinderungen des weiblichen Schreibens (*prohibitions*), irrationale,

[6] Andeutungen im Zusammenhang mit Literaturgeschichtsschreibung für Autorinnen bei Gnüg/Möhrmann 1985, S. Xf.; Brinker-Gabler 1988, S. 11–36; Weigel 1987/1989, S. 10 und passim (alle D 2), und Weigel 1992, S. 116–120; Fischer u. a. 1992, S. 20f. (beide A 1).

[7] Herausragende Ausnahme: Woesler 1980 (D 2) zur einzigen kanonisierten Autorin des 19. Jahrhunderts, zu Annette von Droste-Hülshoff. Im Unterschied zur üblichen Rezeptionsforschung, die nur Zeugnisse von anerkannten Literaturkritikern und Autoren sammelt, werden hier die Rezeptions- und Kanonisierungsprozesse im Rahmen von Anthologien und Literaturgeschichten, durch der Autorin persönlich bekannte Vermittler sowie unter regionaler und konfessioneller Perspektive aufgearbeitet.

[8] Ein spätes, aber anschauliches Beispiel referiert Lindenberger 1990 (D 1), Part III, Chapter 7: *On the Sacrality of Reading Lists: The Western Culture Debate at Stanford University.*

aber interessegebundene Voreingenommenheit gegen die weibliche Fähigkeit zum Schreiben (*bad faith*), Verweigerung der Anerkennung des Geschriebenen als von der Autorin selbst verfaßt (*denial of agency*), Lächerlich- und Verächtlichmachen der weiblichen Schreibtätigkeit (*pollution of agency*), Abwertung der Gegenstände weiblichen Schreibens als uninteressant und wertlos (*double standard of content*), Abwertung der Werke durch – zutreffende wie unzutreffende – Zuordnungen zu mindergewerteten Arten und Gattungen von Literatur (Frauen-, Regional-, Tagebuch- und Briefliteratur, triviale Unterhaltungsliteratur) oder Abwertungen der Autorinnen selbst durch Negativstereotype (*false categorizing*), Kanonisierung nicht des mehr oder weniger vollständigen Œuvres, sondern allenfalls eines Einzelwerks (*isolation*), Isolierung der Frau, wenn sie denn doch in den männlichen Kanon gerät, als Ausnahme (*anomalousness*), Übersehen oder Fehlen weiblicher Traditionslinien (*lack of models*). Das alles wird mit vielen Einzelheiten, wenn auch ohne strenge Systematik, illustriert. Soweit Russ in den ersten Punkten die Schwierigkeiten für Frauen aufführt, überhaupt zur Autorschaft zu gelangen und dann als Autorinnen anerkannt zu werden, gilt ihre Darstellung auch für die deutsche Literaturgeschichte.[9] Die Prozesse der Wertung der Werke aber sind hierzulande weitgehend unerforscht.

Nicht alle von Russ aufgelisteten Probleme für Schreiben und Kanonisierung von Autorinnen treffen für alle Zeiten zu; das zeigt auch das Beispiel von Reuter beim Vergleich mit Fontane. Wenn im folgenden Abschnitt der Rezeptionsverlauf der beiden Romane nachgezeichnet werden wird, so wird sich zeigen, daß nur einige der Kategorien von Russ bestätigt werden; andere bedürfen der Modifikation, neue kommen hinzu. Freilich muß die Analyse unvollständig bleiben, da in der Regel nicht Einzelwerke, sondern Autoren mit ihren Œuvres kanonisiert werden.

1.3. Überlegungen zum unterschiedlichen Rezeptionsverlauf bei Fontane und Reuter[10]

Der vergleichende Durchgang durch die Rezeptionsgeschichte der beiden Autoren bzw. ihrer als Beispiel gewählten Werke wird strukturiert durch Vermutun-

[9] Siehe oben, Anm. 4. Die Fülle von Einzelstudien, die das insbesondere für das erste Jahrhundert bürgerlicher weiblicher Autorschaft nachgewiesen hat, kann hier nicht aufgeführt werden.

[10] Für Fontane – ein Glücksfall der Rezeptionsforschung – liegen gleich zwei Studien zur zeitgenössischen Rezeption und zur Ausbildung zum »Klassiker« auf der Basis der Auswertung von Literaturkritik vor: Tontsch 1977 und Berg-Ehlers 1990 (beide F). – Für die zeitgenössischen Rezensionen von *Effi Briest* und *Aus guter Familie* speziell hat Miriam Stumpfe 1993 (F) im Rahmen eines Seminars hilfreich vorgearbeitet. – Zu Reuter: Kraus Worley 1991 (passim), R. L. Johnson 1982, S. 236, und Richards 1968, S. 199 (alle F).

gen, die den Abbruch des Interesses an Reuter und sein Wiederaufleben um 1980 erklären könnten; die Autorin und ihr Roman stehen deshalb im Vordergrund. Die tastenden Verallgemeinerungen, die vom Beispiel aus gewagt werden, gelten zunächst für den Literaturtypus, den sie vertritt.

1.) Zunächst ganz äußerlich: Steht der Erfolgsroman im Œuvre Reuters allein (*isolation*), während bei Fontane eine ganze Reihe später kanonisierter Werke *Effi Briest* stützen, der Autorname also die Kanonisierung des Einzelwerks mitbewirkt?

So ist es hier nicht: *Aus guter Familie* brachte für Reuter zwar den Durchbruch; aber von ihren über 20 Romanen, in rund 50 Jahren, waren viele erfolgreich, und drei weitere übertrafen den ersten Erfolgsroman noch beträchtlich.[11] Thomas Mann hob in einer Würdigung der Reuter aus dem Jahre 1904 gerade die Vielzahl und Verschiedenheit ihrer bewunderungswürdigen Werke hervor; allerdings deutete er einleitend an, daß der Ruhm – und frauenemanzipatorische Ruch! – des »Erstlingswerks« (!) der Reuter möglicherweise der positiven Bewertung ihrer weiteren Werke im Wege gestanden habe (F: Th. Mann 1904/1974, S. 389f.).

2.) War Reuter aber womöglich vor allem bei einem weiblichen Publikum beliebt (*false categorizing*), während Fontane, trotz seiner vielen, meist positiv dargestellten Protagonistinnen, auch in der lesenden Männerwelt Anklang fand?

Diese Frage ist, von der Forschung bisher kaum beachtet, schwer zu beantworten. Ein Indiz mindestens für die Breite der Rezeption durch das weibliche Geschlecht könnte die Kenntnis von Vorabdrucken in Familien- und Unterhaltungsblättern bilden; sie wurden hauptsächlich von Frauen gelesen, und was die Auflagenhöhen betrifft, so stellten sie die Verkaufsauflagen der Buchausgaben weit in den Schatten: Beliefen sich diese am Ende des 19. Jahrhunderts meist nur auf durchschnittlich tausend Exemplare (E: Wittmann 1976, S. 189–192; F: Richards 1968, S. 11), die vor allem den Bedarf der privaten und öffentlichen Leihbibliotheken zu decken hatten, brachten es die Familienzeitschriften doch auch noch um diese Zeit ihres nicht mehr höchsten Absatzes immer auf mehrere 10000 Abonnenten (F: Barth 1974, Anhang 3, S. 437).[12] Aber über die – durchaus vermutbaren – Vorabdrucke der Reuter-Romane wissen wir nichts,[13]

[11] *Ellen von der Weiden* (1901) erreichte 65 Tsd., *Frauenseelen* (1902) 48 Tsd. und *Der Amerikaner* (1907) 40 Tsd. – wenn die Auflage mit 1000 Exemplaren gerechnet wird: Richards 1968 (F), S. 199.

[12] Als *Westermanns Monatshefte* im Vorfeld von Reuters 50. Geburtstag 1908 eine Würdigung der Autorin durch den bedeutenden Romanisten Victor Klemperer brachten, hatte diese 1856 in Absetzung gegen die *Gartenlaube* gegründete, auf ein anspruchsvolleres Publikum zielende Zeitschrift gerade erst einen Höhepunkt erreicht, und zwar mit etwa 15000 Exemplaren: Ehekirchner 1957, S. 15, 36 und vor allem 46 (beide F).

[13] Vermutlich würde der bisher kaum benutzte Nachlaß im Goethe-und-Schiller-Archiv in Weimar Auskunft geben können. Auf seine mangelnde Nutzung, allerdings vor 1980, weist R. L. Johnson 1980 (F) hin.

während für die Kritischen Ausgaben des kanonisierten Fontane solche regelmäßigen Vorabdrucke vollständig ermittelt sind. Das heißt aber: Jedenfalls Fontane wurde vor allem von Frauen gelesen!

Für die Bewertung der Romane und erst recht für die Kanonisierung Fontanes sagt diese Tatsache allein jedoch wenig: Aus der Korrespondenz des Autors wissen wir, daß gerade Frauen, zusammen mit konservativen Männern, seine häufigen Übertretungen des gesellschaftlichen Decorums und seine Infragestellung fundamentaler gesellschaftlicher Normen beanstandeten. Reuters viel kühnere und unerbittlichere Kritik an wesentlichen Zügen der Geschlechtsrollen würde von ihren angepaßten Geschlechtsgenossinnen mit Sicherheit noch viel stärker abgelehnt worden sein. Nur: Wir wissen es nicht, denn ihre Korrespondenz ist natürlich nicht veröffentlicht.

3.) Wichtiger als der Breitenerfolg und als die privaten Reaktionen auf die Lektüre ist für die Kanonisierung jedoch die Beurteilung innerhalb von und durch Institutionen. Systematisch untersucht ist bisher nur die Literaturkritik: Wird Reuter hier als Frau benachteiligt (*bad faith*)?

Dies ist die Stelle, wo der Unterschied zwischen zeitgenössischer Rezeption und späterem Urteil sich anbahnt. Um 1900 wurden nämlich beide Autoren in angesehenen Tageszeitungen,[14] in Rundschau-Zeitschriften, in speziellen Zeitschriften für Literaturkritik, aber auch – allerdings wohl nur Reuter – in Organen für die Frau und aus der Frauenbewegung besprochen, und zwar von Kritikern beiderlei Geschlechts, überwiegend natürlich von Männern, und sie wurden von beiden Seiten sowohl gelobt wie getadelt. Von einer überprozentualen Abwertung der Autorin, gar als Frau, kann in Hinsicht auf die Werturteile selbst also nicht die Rede sein. Allerdings ergibt sich eine deutliche Benachteiligung durch die Plazierung und den Umfang der Rezensionen: *Aus guter Familie* wird weit häufiger als *Effi Briest* in Sammelbesprechungen abgehandelt, und das noch dazu im Gehege der Frauenliteratur; auch sind die meisten Besprechungen von Reuters Roman kürzer. Damit erscheint die Weiche gestellt: Nicht das Übersehen weiblicher Traditionslinien (*lack of models*), sondern die kategoriale Abtrennung der weiblichen Schreibproduktion von ›der‹ Literatur, der selbstverständlich männlichen Tradition (*false categorizing*), bringt die Autorinnen ins Abseits.

Immerhin: Autoren ersten wissenschaftlichen und literarischen Ranges wie Thomas Mann in dem schon erwähnten Zeitschriftenbeitrag aus dem Jahre 1904 (kurz nach Etablierung seines Ruhmes durch *Buddenbrooks*) und Sigmund Freud in einer Studie von 1912 äußerten sich positiv speziell über *Aus guter Familie* (F: Kraus Worley 1991, S. 421ff.) und verstanden den Blick der Frau, den

[14] Für Fontane untersucht Berg-Ehlers 1990 (F) die Rezeption in den Kommunikationsräumen der konservativen *Neuen Preußischen (Kreuz-)Zeitung* und in der liberalen *Vossischen* (zu *Effi Briest* S. 145–147 und 294f.); für Reuter fehlt eine Untersuchung der Tagespresse noch.

freilich auch sie in besonderer Weise herausstellten, als Vorzug.[15] Beiden Autoren diente die Charakteristik von Reuters Roman allerdings zur Bestätigung eigener Vorstellungen: über die unpolitische, rein künstlerische Funktion von Ironie und Wirklichkeitskritik in der Dichtung dem einen (F: Mann 1904/1974, S. 390–394), über das Phänomen der bis zur Hörigkeit gehenden, unzweideutig erotisch gefärbten Übertragung auch außerhalb der psychoanalytischen Therapiesituation dem anderen (F: Freud 1912/1943, S. 367).[16] – Dennoch reichte die große Zustimmung, mit der Reuters Romane bis etwa 1910 gelesen wurden, nicht, wie schon gesagt, für eine Edition Gesammelter Werke aus, und schon im zweiten Jahrzehnt des Jahrhunderts flaute ihr Ruhm ab. Fontane dagegen blieb immer, wenn auch unter verschiedenen Gesichtspunkten und verschieden intensiv, im Gespräch.

4.) Tragen möglicherweise die Bildungsinstitutionen, die für die Tradierung von Literatur in besonderem Maße zuständig sind, Schule und Universität, die Verantwortung für den Abbruch der Rezeption Reuters? (Ob *bad faith, false categorizing, double standard of content* oder noch anderes dabei mitwirken, gehört zu den Fragen dieser Untersuchung).

Es liegt auf der Hand, daß Rezensenten im Literaturbetrieb, und erst recht natürlich informelle, intellektuelle Zirkel von Leserinnen und Lesern, für Literatur von Frauen aufgeschlossener sind als solche Anstalten. Das wenige, was wir über die Kanonbildung in deutschen Schulen wissen,[17] zeigt nur, daß bei getrennter Erziehung die Lektüre der Mädchen auf ihren unterstellten Geschlechtscharakter zugeschnitten war,[18] während in der Koedukation selbstverständlich der männliche Kanon vermittelt wurde.[19] Das gilt, obgleich noch weniger untersucht, offensichtlich auch für die Literaturwissenschaft.[20] Die kategoriale Abtrennung der ›Frauenliteratur‹ erweist sich auch hier als fatal: Diese Literatur folgt offenbar eigenen Gesetzen, die ihre Ausgliederung rechtfertigen, aber diese sind der Erforschung und die Werke der Tradierung nicht wert. Nur diejenigen Autorinnen (meist von androgynem Typus), die diesem Ghetto entkommen, haben eine Chance, als Ausnahmen in den Kanon aufgenommen zu werden (*anomalousness*).

5.) Man hat beobachtet, daß Gabriele Reuter in ihren späteren Jahren weiterhin an den Problemkonstellationen festhält, die ihre frühen Romane zum Erfolg geführt hatten (F: Kraus Worley 1991, S. 424). Werden deshalb im Rückblick jene Romane als bloß zeitgebunden dem Vergessen überliefert, weil die Autorin sich nicht wesentlich gewandelt hatte?

Das allein kann kaum Ursache der unterschiedlichen Bewertungskurven für Reuter und Fontane sein, und zwar aus zwei Gründen: Zum einen hat ein Autor wie Arthur Schnitzler auch lebenslang die Grundkonstellationen seines Frühwerks variiert, ohne daß seine Kanonisierung als Autor darunter gelitten hätte; zum andern hat Reuter – bei fortdauernder Konzentration auf Frauenschicksale – durchaus eine Entwicklung vollzogen oder doch unterschiedliche Perspektiven ins Spiel gebracht. Hier könnte eine Geschlechterdifferenz sowohl in bezug auf das Interesse an den speziellen Inhalten wie auf die Intensität der Wahrnehmung von Texten wirksam sein. Es wäre also zu fragen, wie die beiden Romane (im Œuvre ihrer Autoren) überhaupt gelesen und wahrgenommen wurden und wie sich das auf ihre Bewertung auswirkte. Das führt zum nächsten Punkt, auf die Frage nach dem Textverständnis, das der Wertung vorausliegt. Denn:

6.) Wertung und Kanonisierung fußen nicht auf den Texten, sondern auf dem, was Leser und Kritiker an ihnen wahrnehmen und hervorheben. Könnte es sein, daß ein geschlechtsspezifisches Verstehen das Interesse am Werk der Autorin auf Dauer erkalten ließ?

Das ist an mehreren Deutungsvarianten zu prüfen, stets unter der Frage nach dem (biologischen) Geschlecht der Kritiker, das – wie noch ausgeführt werden wird[21] – gewisse Wahrnehmungsprädispositionen erwarten läßt, und nach dem Nutzen oder Schaden der Deutung für eine dauerhafte Kanonisierung. Da für Reuters Roman Rezeptionsbelege nur von Zeitgenossen[22] und dann wieder aus

[15] Mann blieb auch später aufmerksam auf sie und nutzte die Skizze ihrer Begegnung mit Nietzsche aus ihrer Autobiographie von 1921 für seinen *Doktor Faustus* (Kraus Worley 1991, S. 423, nach Kreuzer 1963, beide F).

[16] Freud bescheinigt der Reuter, daß sie »zur Zeit, als es noch kaum eine Psychoanalyse gab«, in *Aus guter Familie* »die besten Einsichten in das Wesen und die Entstehung der Neurosen« geliefert habe.

[17] S. u. 3.2.1.3. und 3.2.2.

[18] Zur privaten Lektüre, aber nur bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts: Grenz 1981. Ab der Jahrhundertmitte: Häntzschel 1986, S. 32–42 (beide B 1). – Zur Lektüre an den privaten Mädchenschulen bis Mitte 19. Jahrhundert knapp: Roeder 1961, S. 90–100. – Detaillierter zu den Poetischen Lesebüchern der Höheren Töchterschulen um 1800: Blochmann 1966, S. 71 und S. 99–112 (alle D 2).

[19] Zur Geschichte der Mädchenbildung und den mühsamen Schritten zur Koedukation in Deutschland neuerdings Albisetti 1988 (E) mit einem guten, kommentierten, bibliographischen Überblick über das Gesamtgebiet, S. 309–311, aber leider ohne Berücksichtigung der Deutsch-Lektüren. Aus Albisettis gründlicher und vorurteilsloser Studie (auch mit internationalem Vergleich) geht hervor, daß wesentliche Impulse zur Aufhebung einer geschlechtsspezifischen weiblichen höheren Bildung von Schulmännern ausgingen – allerdings auch aus Eigennutz, zur eigenen Gehalts- und Rangerhöhung (z. B. S. 104f.).

[20] Zur Vorherrschaft des männlichen Blicks in der deutschen Literaturwissenschaft: Weigel 1986/1990 (A 1); für die USA: Lauter 1987 (D 1).

[21] S. u. 2.1. und 2.2.1.

[22] Stumpfe 1993 (F). Basis der Analyse sind die folgenden Rezensionen: Zu *Aus guter Familie:* Wolzogen 1895; [Lange] Bücherschau 1895/96; Heilborn 1895/96; Rüttenauer 1895/96; Stöcker 1896; Pauli (ps. für Heimann) 1896; Marholm 1896; Anon. [»G.«] 1896; Poppenberg 1896; Klemperer 1908. – Zu *Effi Briest:* Busse 1895; Ernst Heilborn 1895; Pauli [ps. für Heimann] 1895; Poppenberg 1895/96; Anon. [»G.«] 1896 (alle F). – Für Fontane ließen sich noch weitere Rezensionen beibringen.

den letzten zwölf Jahren zur Verfügung stehen,[23] konzentriert sich der Vergleich auf diese beiden Phasen.

In den Deutungen lassen sich drei – einander zum Teil auch überlagernde – Wahrnehmungsschemata unterscheiden, und ihre unterschiedliche Verteilung auf die beiden Romane sowie ihre Gewichtung bei deren Beurteilung dürfte den eigentlichen Schlüssel für das Bewertungsgefälle zwischen den beiden Autoren liefern.

Schema 1: Gabriele Reuters Roman – und nur er – ist, von einigen Rezensenten wie Rezensentinnen, als frauenrechtlerische »Anklageliteratur« gelesen worden.[24] Wiederholt wurde *Aus guter Familie* in politischen Zeitschriften in Artikeln unter der Rubrik »Frauenfrage« behandelt (z.B. F: Simon 1898); in rundschauartigen, z.T. stärker politisch geprägten Zeitschriften wie *Die Gegenwart* oder *Die Nation*, in der *Neuen Rundschau*, aber auch in spezifisch literarischen Zeitschriften wie *Das Magazin für Literatur* wurde der Roman – wenngleich oft, wie erwähnt, in Sammelrezensionen über Frauenliteratur – als aufrüttelnder, wahrhaftiger und wirkungsvoller Beitrag zur Diskussion der Frauenfrage hoch gelobt. Dieses Verständnis des Romans hat ihm zweifellos einen Aktualitätsbonus verschafft. Aber hat es die Bewertung der Autorin langfristig gefördert oder behindert?

Eine einfache Antwort ist nicht möglich, denn diese Deutung polarisiert die Rezeption auf Dauer: Emanzipierte Frauen, damals wie heute, feiern Reuter wegen der wirksamen Agitation, und einige männliche Kritiker (sehr emphatisch seinerzeit Wolzogen 1895 in der *Zukunft*, jetzt Johnson 1980 und 1982) schließen sich dem an. Es ist also weniger das Geschlecht als die weltanschaulich-politische Einstellung, von der die Zustimmung ausgeht. Das relativiert die Kategorie des *bad faith*; sie scheint nur im konservativen Milieu zu gelten. Männliche Kritiker aus diesem Milieu nämlich sehen in der Tendenz des Romans einen doppelten Verstoß: gegen das ›Wesen‹ der ›weiblichen Natur‹ und gegen die seit etwa 1800 geltenden Normen der Zweckfreiheit der Kunst. Sie lehnen, soweit sie sich geäußert haben, den Roman deshalb zwar nicht direkt ab, bestreiten ihm aber (durchaus im Sinne Reuters) die agitatorische Wirkungsintention.[25]

Sowohl die Zustimmung zur ›Tendenz‹ des Romans wie deren Ablehnung stehen der Kanonisierung der Autorin vermutlich bis heute im Wege: Frauenrechtlerinnen wurden und werden von der Haltung der Autorin, die sich von dieser Klassifizierung distanzierte, wie von ihren späteren Romanen, die eine kämpferische Auslegung kaum noch zuließen, enttäuscht; die ablehnenden

[23] Zu *Aus guter Familie* vgl. die Literaturangaben unter Anm. 2; zur Fontane-Rezeption vgl. Tontsch 1977 (F).
[24] Th. Mann 1904/1974, S. 390; Soergel 1911/1928, S. 320; Schneider 1988, S. 15f.; Kraus Worley 1991, S. 422f. (alle F).
[25] Rüttenauer 1895/96; Th. Mann 1904/1974; Soergel 1911/1928 (alle F).

männlichen Kritiker ordneten die Autorin wegen des Ersterfolgs in die falsche Schublade – wo sie verblieb – und würdigten ihre späteren Werke keiner gründlichen Aufmerksamkeit mehr.[26] Aufschlußreich sind deshalb die gegenwärtigen Aufwertungsversuche: Um dieser ›Falle‹ zu entgehen, respektieren sie in der Regel die tradierte Negativwertung von ›Tendenzliteratur‹ – ein Problem, das in Teil 3 dieser Abhandlung bedacht werden wird –, indem sie sich den beiden folgenden Möglichkeiten der Textwahrnehmung anschließen und zwischen ihnen zu vermitteln suchen.

Schema 2: Beide Romane wurden, wiederum von Rezensenten beiderlei Geschlechts, als Gesellschaftskritik gelesen, ohne daß den Werken jedoch der Kunstanspruch bestritten wurde. Victor Klemperer erkennt 1908 in einer größeren Rückschau auf Reuters frühe Romane sowohl die anklagende wie die dokumentarische Dimension von *Aus guter Familie*, versteht das Werk aber gleichwohl als »ergreifendste Dichtung« (F: Klemperer 1908, S. 871). Nur ein Rezensent (F: Anon. »G.« 1896) sieht – nicht zu Recht! – in Reuters Roman der Natur, nicht der Gesellschaft die »Ungerechtigkeit [...] am Weibe« angelastet, während die Fontane-Kritiker darüber uneins sind: Einige diagnostizieren Kritik am »Gesellschafts-Etwas«,[27] das sowohl Frau wie Mann tyrannisiert,[28] während andere den Ehebruch und die Unterwerfung des verletzten Gatten unter die Normen der Gesellschaft zum unausweichlichen Schicksal stilisieren.[29] Ist es dann, wenn kritische Parteinahme nicht notwendig den Vorwurf der ›Tendenz‹ nach sich zieht, doch der Inhalt, das ›allgemeiner‹ gefaßte, auch den Mann betreffende Problem (*double standard of content*), das auf die Dauer nur Fontanes Roman als tradierenswürdig erscheinen ließ?

Einen Hinweis darauf gibt die Tatsache, daß es nur zeitgenössische Rezensentinnen sind, die Reuters Roman deswegen loben, weil sich Mädchen und Frauen mit der Titelfigur identifizieren können (F: Marholm 1896, S. 224; Stöcker 1896, S. 37).[30] Auch ein heutiger amerikanischer Forscher unterstellt identifikatorisches Lesen und erklärt das Vergessensein der Reuter daraus, daß sie als »Dichterin der Frau« gelesen worden sei: die meisten Kritiker und Verleger seien aber an der Darstellung männlicher Erfahrung mehr interessiert als an weiblicher (F: R. L. Johnson 1982, S. 226).

Das Argument aus dem Inhalt (*double standard of content*) darf jedoch nicht überschätzt werden: Die alleinige Konzentration von Reuters Roman auf die Misere einer weiblichen Hauptfigur mag geringeren Anreiz für seine Tradierung in männlich dominierten Institutionen bieten; aber der Charakter von Instetten in *Effi Briest* lädt jedenfalls heutige Kritiker auch nicht zur Identifika-

[26] Th. Mann 1904/1974 (F), S. 389–391.
[27] Fontane, 1895/1974 (F), *Effi Briest*, S. 236.
[28] Pauli [ps. für Moritz Heimann] 1895 und Busse 1895 (beide F).
[29] Heilborn 1895; Poppenberg 1896/6; teilweise Busse 1895 (alle F).
[30] Dazu ausführlicher: s.u. 2.3.2.

tion ein. Die Möglichkeit der Reaktualisierung von Problemlagen, die auf identifikatorischem, rein inhaltsbezogenem Lesen beruht, ist sicher nur eine der Motivationen für Kanonisierung. Wichtiger dürften spezifische literarische Qualitäten der Werke sein; aber einen möglichen *double standard of form* hat Russ nicht vorgesehen, sofern er nicht im *false categorizing* impliziert ist.

Ein solcher *double standard of form* scheint aber dafür verantwortlich, daß ein Hauptkriterium der ›männlichen‹ Kanonbildung, das der Innovation, auf Literatur von Frauen offenbar nur zur Abgrenzung des ›neuen‹, aber eben andersartigen Literaturtypus genutzt, nicht aber innerhalb der literarischen Reihe überhaupt angewendet wird. So fällt bei Rezensenten und Rezensentinnen – auch aus der Frauenbewegung – das völlige Verschweigen des entschiedensten, nicht nur gesellschaftlichen, sondern auch literarischen Normbruchs durch Reuters Roman auf: Nie erwähnt wird das schonungslose Aufdecken sexueller Nöte und Zwänge der Frau und die Bloßstellung verborgener wie offener sexueller Mißbräuche von Frauen durch den Mann. Nur Reuter selbst berichtet verstört von einer Reaktion darauf: Ausgerechnet ihre Naturalistenfreunde verkannten das Wahrheitspathos hinter diesen Schilderungen, quittierten sie mit eigenen »Zweideutigkeiten und Obszönitäten« und verrechneten sie unter »Enthüllung von Sexualitäten« (F: Kraus Worley 1991, S. 420f.). Dies ist ein klarer Fall von *false categorizing*. Reuters Tabubruch war ohne Zweifel eine Innovation innerhalb des Genres des gesellschaftskritischen Romans, und Innovation ist eines der etablierten Kriterien für eine Würdigung mindestens im Kanon der Literaturgeschichten.[31] Diese spezielle Innovation wurde aber als Argument für – oder auch gegen – Hochwertung von *Aus guter Familie* nie ins Spiel gebracht. Im Werk einer Frau mußte sie – *double standard of form* und zugleich (doch!) *content* – ignoriert werden.

Schema 3: Beide Werke werden als zweckfreie, autonome Kunst gelesen; nicht nur die tendenziöse, sondern auch die gesellschaftskritische Lesart, die den Text auf die bestimmte historische Situation bezieht, wird abgelehnt. Es ist – wie noch gezeigt werden wird[32] – kein Zufall, daß nur männliche Kritiker dieses Schema der konsequenten Autonomie anwenden. Das geschieht freilich in zwei Varianten:

Schema 3a: Nach ›klassischem‹ Konzept kann Kunst als autonome dennoch Wahrheit, womöglich zeitunabhängige, ›ewige‹ Wahrheit, vermitteln. Nur ein einziger Rezensent liest solche ›Wahrheit‹ aus Reuters Roman: Er sei das zweckfreie, naive Selbstbekenntnis einer gequälten Frauenseele, Ausdruck echter Tragik und persönlicher Schuld der Heldin, die sich gegen die einzig glückverheißenden Normen des Frauenlebens, die Ergänzung des Mannes in Liebe

[31] Die Differenzierung zwischen einem Kanon nach historischen und einem nach ästhetischen Kriterien arbeitet Schulz-Buschhaus 1974 (D 2), S. 17ff. für Frankreich klar heraus.

[32] S. u. 3.2.1.1. und 3.2.2.

und Mutterschaft, auflehne und dafür gestraft werde (F: Rüttenauer 1895/6). Einen ähnlichen, zeitlosen Wahrheitsanspruch stellen für *Effi Briest* jene Kritiker, die, wie eben schon erwähnt, die Katastrophe als unausweichliches Schicksal interpretieren.

Die Reuter-Deutung stellt eine eklatante Fehllesung dar und ist ein schönes Beispiel für die Dominanz subjektiver Erwartungen über Textbefunde. Aber die Geschichte der Fontane-Rezeption dementiert die Zeitlosigkeit auch der für ihn gefundenen ›Wahrheit‹: Die Werte, die für die Hochwertung des Autors über die Jahrzehnte hinweg ins Spiel gebracht werden, sind immer wieder andere Eigenschaften, die aus der Situation der Deuter heraus an seinen Werken hervorgehoben werden, um ihn zum »Klassiker« zu machen.[33] Gerade die Möglichkeit, immer wieder neue Werte an einem literarischen Text aufzufinden, scheint ihm Dauer zu garantieren (C: v. Heydebrand 1984, S. 853f.).

Schema 3b: Künstlerische Autonomie kann aber auch in der konsequenten Distanzierung von jeder Wertvermittlung gesehen werden: als Anspruch an Autor wie Leser. Die ästhetische Qualität, die formale artistische Meisterschaft, die den Blick auf das Wie und nicht das Was der Darstellung lenkt, ja zwingt, wird zum obersten Wert. Innovation und Originalität, auch in der technischen Gestaltung, leiten sich daraus ab. Fällt Reuters Roman unter diesem Wahrnehmungsschema entschieden gegen Fontane ab? Und sind es womöglich doch d i e s e Wertkriterien, die für die dauerhafte Kanonisierung den Ausschlag geben? (Ungeduldige Leser, die in der Formqualität das erste und entscheidende Kriterium für Kanonisierung sehen, mögen diese Frage längst erwartet haben.)

Aus guter Familie legt ein solches formbezogenes Lesen zunächst nicht nahe, es scheint sogar negative Ergebnisse zu zeitigen: Die Kraßheiten der Handlung, die karikierende Überzeichnung der Figuren, die sprachlichen Klischees und eine überdeutlich gesetzte Symbolik können den Trivialitätsverdacht nähren, dem Romane von Frauen seit ihrer Entstehung im 18. Jahrhundert ausgesetzt waren. Aber nicht nur viele zeitgenössische Rezensentinnen wie Rezensenten widersprechen solcher Einordnung, besonders nachdrücklich Thomas Mann, der als erster auf die Ironie des Textes aufmerksam macht, sondern auch eine intensive literaturwissenschaftliche Interpretation, wie sie – vermutlich unter dem Trivialitätsverdacht (*false categorizing*) – bis vor kurzem nie vollzogen worden ist (F: Brinker-Gabler 1988, S. 174f.; Kraus Worley 1991, S. 428–439). Sie kann plausibel machen, daß der Roman diese Trivialitäten zitiert, parodiert und ironisiert und damit in den Dienst einer satirischen Darstellung stellt: einer Distanzierung von der außengeleiteten ›Heldin‹ und einer satirischen Kritik an der Gesellschaft, ihren Handlungsmustern und ihren Diskursen, die bis ins Innere der Heldin zerstörerisch wirken. Was auch im Felde literarischer Technik innovativ an diesem Roman ist, konnte unter den Erwartungen an einen ›Frauenroman‹, der schlichtweg ein Frauenschicksal zu präsentieren hatte, nicht ent-

[33] S. die Phrasierungen der Wirkungsgeschichte bei Tontsch 1977 (F).

deckt werden. Aus diesem Grunde wird die Neubewertung von Gabriele Reuter auf der Grundlage unvoreingenommener Analyse jetzt nachdrücklich angemahnt.

In der Wertung Fontanes wurden die ästhetischen Werte im engeren Sinne zwar seit den Rezensionen Paul Schlenthers am Rande immer wieder erwähnt, besonders auch die Kunst der leidenschaftslosen psychologischen Schilderung; sie wurden jedoch auch in diesem Falle erst mit der Fontane-Renaissance seit Ende der 50er Jahre zum tragenden Element der Kanonisierung.

Das könnte dafür sprechen, daß der Kanonisierungsprozeß immer dann dominant durch ästhetische Kriterien bestimmt wird, wenn inhaltsbezogene und historisch verankerte Werte an Bedeutung verlieren.[34] Wenn also zu beobachten war, daß *Aus guter Familie* durchaus überwiegend, wenn auch zu keiner Zeit ausschließlich, entweder als – traditionell mindergewerteter – Tendenzroman oder doch als Gesellschaftskritik gelesen und bewertet wurde und wird, während *Effi Briest* von Anfang an auch wegen der formalen Vorzüge geschätzt wurde, dann wäre die Bewertungskurve der Romane aus den in der Autonomieästhetik begründeten Kriterien zu erklären. Daß diese eine systematische Benachteiligung von Autorinnen mit sich bringen, wird später ausgeführt werden.[35] Reuter jedoch könnte, so schien es, schon mit einer neuen Lesart geholfen werden, wenn sie dadurch auch nicht gleich an die Seite Fontanes treten würde.

7.) Gibt es aber nicht doch ernstzunehmende Gründe, und zwar von der Intention der Autorin her, die einer Kanonisierung mindestens dieses Werks auch nach heutigem Verständnis entgegenstehen? Ist nicht das Ziel, das Reuter ihrer Heldin setzt und an dem sie sie scheitern läßt – die Subjektwerdung einer Frau, die Entfaltung eines jungen Mädchens durch selbständig ergriffene Liebe, natürlich ausgelebte Sexualität und Mutterschaft oder geistige Bildung und Beruf –, ist nicht dieses Ziel um 1900 bereits antiquiert?

Männliche Autoren, und bei genauem Lesen auch Fontane, setzen sich zu dieser Zeit schon mit der Auflösung dieses ›Subjekts‹ auseinander. Reuter wendet das Leben, Denken und Reden ihrer Protagonistin aus fremden, ihr vorgeschriebenen gesellschaftlichen Diskursen noch kritisch gegen sie und vor allem gegen die Gesellschaft – Fontane zeigt die Enteignung des Subjekts durch diese diskursiven Stereotype auch schon als unausweichlichen Vorgang, als immer gegebene ›Intertextualität‹; jedenfalls läßt sich *Effi Briest* bereits so lesen.

Aber: warum dann nicht auch *Aus guter Familie*? Eine ›dekonstruktive‹ Lesart, die das ironische Potential des Romans ausschöpfen könnte, böte sich

[34] Vgl. Schulz-Buschhaus 1974 (D2), S. 19. Außerdem kann sich im Gegensatz einer Kanonbildung nach historischen oder nach ästhetischen Kriterien ein Interessengegensatz zwischen Autoren und Literarhistorikern abbilden, wie auch eine historische Interessenverschiebung in der Literaturwissenschaft selber (ebd., S. 17ff.).

[35] S. u. 3.2.1. und vor allem 3.2.2.

durchaus an. Wenn heute womöglich ›Modernität‹ in diesem Sinne zum Kanonkriterium wird, könnte auch eine solche Neuinterpretation dem Roman in den Kanon verhelfen.

1.4. Vorläufige Einsichten und Hypothesen

So wenig auch das eine Beispiel umfassend und zutreffend über die Gründe für geringere Kanonchancen von Autorinnen Auskunft geben kann, sollen die vorläufigen Ergebnisse und Hypothesen doch festgehalten werden, nicht zuletzt, um weitere Einzelstudien anzuregen.

1.) Für viele Antworten auf dringliche Fragen fehlt, wie in der ›Frauenforschung‹ überhaupt, wissenschaftliche Vorarbeit, wenn nicht sogar die Materialgrundlage: Die Publikationsgeschichte Reuters ist nicht genügend erarbeitet, die Rezeptionsgeschichte nur in Ansätzen, für beide Autoren fehlen Studien über ihre Rolle im Schul- oder Universitätskanon. Die Korrespondenz Reuters ist, falls überhaupt erhalten, nicht ediert.

2.) Das biologische Geschlecht scheint um 1900 für Lektüreverhalten und für Wertung der zeitgenössischen Literatur weniger wichtig als die Zugehörigkeit zu bestimmten Kommunikationskreisen mit literarischen und politischen Optionen; wichtig sind z. B. die Entscheidung für oder gegen Tendenzliteratur und gesellschaftskritische Dichtung und die Einstellung zu Varianten der Frauenbewegung.

3.) Die Zeitbezogenheit der Thematik scheint, wenn es sich um Literatur von Frauen handelt, ein Kanonisierungshindernis. In Texten männlicher Autoren kann sie durch Strategien der Universalisierung überspielt werden, und was sie darstellen, wird eher als modellhaft und universalisierbar wahrgenommen.

4.) Ein Großteil der ›Frauenliteratur‹ wird infolgedessen in ein Ghetto eingeschlossen, das die Rezeption entweder in Richtung ›Trivialität‹ oder in Richtung ›Tendenz‹ steuert. Beides verschafft auf je verschiedene Weise zeitgenössischen Erfolg, verhindert aber dauerhafte Kanonisierung. Bis ins 20. Jahrhundert hinein werden nur ganz wenige Autorinnen in der literarischen Reihe der männlichen Tradition wahrgenommen und gewertet.

5.) In den Institutionen, die für die anhaltende Literaturtradierung verantwortlich sind – in Schule und Universität sowie im Verlagswesen, soweit es Gesamtausgaben ins Werk setzt – haben Autorinnen bis weit ins 20. Jahrhundert hinein nicht zuletzt aus diesem Grunde weit geringere Chancen.

6.) Die Einordnung als Tendenz- oder Unterhaltungsliteratur verhindert aber vor allem eine gründliche, perspektivenreiche Lektüre unter den Prämissen von Kanonwürdigkeit oder ›Modernität‹: Innovatives im Inhalt wie in der Technik wird nicht rezipiert. Damit wird auch eine Kanonisierung im Hinblick auf Epochenzäsuren in der Literaturgeschichte ausgeschlossen; daß Werke der ›Frauenliteratur‹, wenn sie denn als ausgegrenzte betrachtet wird, eigene Epochenzäsuren markieren könnten, gerät erst gar nicht in den Blick.

7.) ›Frauenliteratur‹ mit dem Ziel der ›Subjektwerdung‹ der Frau kommt als Literaturtypus offenbar immer schon zu spät. Wenn um 1800 bei Autoren die ›hohe‹ Literatur autonom wird, müssen sich Autorinnen in didaktischen Romanen erst in ihre heteronome Rolle, die als ihre ›Natur‹ ausgegeben wird, einüben oder dürfen sie allenfalls partiell in Frage stellen; wenn im Laufe des 19. Jahrhunderts für die Autoren das Konzept des rede- und handlungsmächtigen Subjekts bereits fragwürdig wird, suchen Autorinnen erst Modelle von autonomen Frauensubjekten zu entwerfen. Allerdings kann Reuters Roman heute auch schon ›dekonstruktiv‹, als Aufschub der Frage nach dem Subjekt und seinem ›Sinn‹, gelesen werden.

1.5. Zur systematischen Perspektive und zum Aufriß der weiteren Untersuchung

Das Beispiel sollte darauf hinführen, daß eine gründliche Erforschung der Rolle von Geschlechterdifferenz in Rezeption und Wertung ein Desiderat ist. Dazu wären zunächst die Fundamente zu studieren: Sie bestehen in den Mechanismen schon des Lesens und dann des Wertens, in denen sich bereits Geschlechterdifferenz manifestieren kann. Sodann wäre genauer nach den historischen Prozessen der Kanonbildung und der traditionellen Praxis im Umgang mit dem Kanon zu fragen, um darin mögliche Gründe für die Benachteiligung von Schriftstellerinnen aufzufinden. Damit würden Möglichkeiten erkennbar, noch bestehende Hindernisse der Kanonisierung, vor allem durch die traditionellen Mechanismen bei Tradierung und Kanonbildung, wo möglich, zu beseitigen. Aber grundsätzlicher und systematisch wäre weiterzufragen: Hat die alt-ehrwürdige Institution eines ›Kanons‹ in der gegenwärtigen Gesellschaft überhaupt noch ein Gewicht, das solche Mühe lohnt? Verschiedene Ansatzpunkte sind zu reflektieren, die ihn in Frage stellen.

Anglo-amerikanische Forscherinnen haben, aus der Aufdeckung von historischen Mechanismen bei der Kanonisierung – auch bei Kanonisierungsprozessen männlicher ›Musterautoren‹ – wie aus der systematischen Infragestellung des Kanons überhaupt, unter dem Blickwinkel der Benachteiligung von Frauen normative Konsequenzen, in verschiedenen Richtungen, gezogen und diskutiert. Auch diese normative Diskussion muß in der deutschen Forschung erst eigentlich in Gang kommen. Die folgende Darstellung kann in allen genannten Bereichen im Augenblick nur den Forschungsstand nachzeichnen und vorsichtig Stellung beziehen.

2. Geschlechterdifferenz in der Rezeption und im Werten von Literatur (Winko)

Wie die Analyse des einleitenden Beispiels deutlich gemacht hat, ist die Kanonisierung von Literatur als Resultat von Lese-, Deutungs- und Wertungsprozessen aufzufassen, in denen sowohl individuelle als auch institutionelle Faktoren

auf komplexe Weise zusammenwirken. Modelle zum Prozeß des Lesens, seltener zu dem des Wertens, liegen vor, jedoch hat die traditionelle Leseforschung die Frage nach dem Einfluß der Geschlechterdifferenz auf das Lesen weitgehend vernachlässigt,[36] so daß hier oftmals Hypothesen statt gesicherter Ergebnisse vorgestellt werden müssen. Auch feministische Forscherinnen haben sich mit der Frage, wie sich Geschlechterdifferenz im Lesen und Werten manifestiere, seltener befaßt als etwa mit dem Problem weiblichen Schreibens. Die Untersuchungen zu diesem Thema lassen sich grob in drei Richtungen einteilen: in empirische Forschungen, die sich beschreibend oder rekonstruierend mit dem tatsächlichen Lesen realer Personen befassen, in ideologiekritisch argumentierende Forschungen, in denen es um das Aufdecken und die Überwindung männlicher Lektürestrategien geht, und in dekonstruktive Untersuchungen, die darauf abzielen, die lektüreleitenden binären Oppositionen generell zu unterlaufen. Perspektiven und Ergebnisse dieser Forschungen werden in der folgenden Darstellung an verschiedenen systematischen Stellen zu berücksichtigen sein.

2.1. Zum Begriff ›Geschlechterdifferenz‹

Der Begriff ›Geschlechterdifferenz‹ kann in mindestens zwei Bedeutungen verwendet werden: Er kann zum einen auf das biologische Geschlecht von Personen bezogen werden (*sex*), bezeichnet also Unterschiede der ›natürlichen‹ Geschlechter. In anthropologischer Argumentation können auf dieser Ebene z. B. bestimmte Verhaltensweisen als frauenspezifisch und männerspezifisch ausgewiesen und mit anatomischen, hormonellen u. a. Unterschieden erklärt werden. Daß diese Erklärungen, insbesondere wenn sie ihre Ergebnisse als natürliche ausgeben und die Bipolarität der Geschlechter hypostasieren, in der Regel ideologisch fragwürdig sind, ist oftmals, gerade auch von feministischer Seite, thematisiert worden.[37] In einem klassifikatorischen Sinne, als Bezeichnung allein für unterschiedliche biologische Zuordnungen, kann aber auf diese Verwendungsweise des Begriffs nicht verzichtet werden: Wenn es um die Frage

---

[36] Symptomatisch dafür ist die Tatsache, daß das fast 2000 Seiten umfassende *Handbook of Reading Research* (B 1: Pearson 1984 und 1991) keinen eigenen Artikel zum Thema *›gender and reading‹* enthält und daß der erste Band nicht einmal das Stichwort *›gender‹* verzeichnet. Ausnahmen bilden empirische Forschungen zur unterschiedlichen Lesefähigkeit von Frauen bzw. Mädchen und Männern bzw. Jungen (z. B. B 1: Lummis/Stevenson 1990), die sich aber allein auf bestimmte Lesekompetenzen (Schnelligkeit, Korrektheit, allenfalls Reproduzieren von Gelesenem) beschränken und hier außer acht gelassen werden können. – In der Buchmarktforschung dagegen kommen Unterschiede zwischen Frauen und Männern unter den Aspekten der Lesehäufigkeit, der Lektürepräferenzen sowie des Kaufverhaltens traditionellerweise häufiger in den Blick, vgl. dazu Muth 1993 (B 1), S. 13f.

[37] Vgl. z. B. Schor 1989/1992, S. 222f.; de Lauretis 1987, S. 1ff.; Hare-Mustin/Marecek 1990, S. 1–14 (alle A 1).

geht, ob weibliche Autoren tatsächlich geringere Chancen gehabt haben, kanonisiert zu werden, oder wenn untersucht werden soll, ob es einen Unterschied im Lesen und Werten von Frauen und Männern gibt, muß der erste Zugang über das biologische Geschlecht gesucht werden.

Zum anderen kann der Begriff sich auf soziale und kulturelle Konstrukte der Geschlechter beziehen und Unterschiede in der gesellschaftlichen Codierung von ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ bezeichnen. In dieser Verwendungsweise steht der Begriff ›Geschlecht‹ – im anglo-amerikanischen Sprachgebrauch *›gender‹*[38] – neben anderen Kategorien, mit denen soziale Strukturen erfaßt werden, z. B. die ethnische oder klassenmäßige Zugehörigkeit (A 1: de Lauretis 1987, S. 4f., 26). Die Untersuchung von Geschlechtsrollen (*gender roles*) und geschlechtsspezifischer Sozialisation gehört ebenso in diesen Bereich (vgl. A 1: Bilden 1991, S. 281f.) wie die Frage nach den impliziten, symbolisch vermittelten *gender*-Mustern in allen Arten von Texten einer Gesellschaft oder Gruppe (z. B. A 2: Bovenschen 1979). Analog zum biologischen Geschlechtskonzept ist auch *gender* polar angelegt, wenngleich die inhaltliche Füllung der binären Struktur jeweils historisch und kulturell variieren kann: ›Männlich‹ und ›weiblich‹ können als Endpunkte eines abgestuften Kontinuums oder als entgegengesetzte, komplementäre Konstrukte angesehen werden.[39] Der Begriff ›Geschlechterdifferenz‹ wird im folgenden, wenn nicht anders vermerkt, im Rahmen des *gender*-Konzepts verwendet.[40] Manchmal wird es nötig sein, mit einem Begriff sowohl biologische als auch gesellschaftliche Aspekte der Geschlechtskonstrukte zu fassen; in diesen Fällen wird mit Gayle Rubin vom »*sex/gender*-System« gesprochen.[41]

Eine dritte Möglichkeit, den Begriff ›Geschlecht‹ zu bestimmen, findet sich in den Arbeiten poststrukturalistischer Feministinnen, zu deren einflußreichsten Vertreterinnen Luce Irigaray, Hélène Cixous und Julia Kristeva zählen und die sich insbesondere an den psychoanalytischen Schriften Lacans und der Dekonstruktion Derridas orientiert haben.[42] Problematisch erscheint ihnen zum

[38] Der Begriff *›gender‹* ist in der feministischen Forschung unterschiedlich definiert worden; heute wird unter *›gender‹* überwiegend die »Repräsentation sozialer Beziehungen« verstanden: Hof 1993 (A 1), S. 442f.

[39] Vgl. dazu ausführlicher Rubin 1975; Bem 1976; Tyrell 1989; Butler 1990/91, bes. S. 32–62; Lacqueur 1990/1992, bes. Kap. 4 und 5 (alle A 1).

[40] Aus der Fülle der Forschungsliteratur zum Thema *gender* seien hier nur einige Titel mit Überblickscharakter genannt: Oakley 1972; Kuhn 1983; Wallach Scott 1986; de Lauretis 1987; Butler 1990/91; Hof 1993 (alle A 1).

[41] Vgl. dazu Rubin 1975 (A 1), S. 159: »a ›sex/gender system‹ is the set of arrangements by which a society transforms biological sexuality into products of human activity, and in which these transformed sexual needs are satisfied«.

[42] Auch deren Positionen sind einer feministischen Kritik unterzogen worden, vgl. z. B. Chodorow 1978 und Gilbert/Gubar 1985/1992 (Lacan-Kritik) und Spivak 1983/1992, bes. S. 204ff. (Derrida-Kritik) (alle A 1).

einen der binäre Schematismus, der mit dem *gender*-Konzept reproduziert wird, zum anderen aber auch die Annahme einer weiblichen Identität, um die es Feministinnen neben der Analyse sozialer Bedingungen realer Frauen und ihrer Stellung im kulturellen System immer wieder gegangen ist.[43] Gegen diese Annahmen und ihre Voraussetzungen werden sprach- und subjektkritische Argumente vorgebracht, die hier nur angedeutet werden können.[44] So werden im dekonstruktiven Feminismus die Geschlechter als »›rhetorisch‹ verfaßt« angesehen (B 2: Vinken 1992, S. 19), d. h. ›Weiblichkeit‹ und ›Männlichkeit‹ gelten weder als biologische noch als soziologische oder kulturelle, sondern als rhetorische Kategorien. In der prinzipiell männlich geprägten, binär strukturierten symbolischen Ordnung bezeichnet ›Weiblichkeit‹ keine Identität, sondern einen »Effekt kultureller, symbolischer Anordnungen« (A 1: Menke 1992, S. 436) oder auch »das differentielle Moment, das Identität erst ermöglicht, in der zustande gekommenen Identität aber verdrängt wird« (B 2: Vinken 1992, S. 19). Dieser Auffassung gemäß subvertiert ›das Weibliche‹ die phallozentrische Sprache und unterläuft damit auch die Opposition ›männlich vs. weiblich‹: Der ›Ort des Weiblichen‹ wäre, metaphorisch gesprochen, jenseits der *gender*-Polarität zu suchen. An dieser Position und ihren Varianten wurde einerseits kritisiert, daß sie als philosophische Konstrukte und mit ihrem dominant sprachkritischen Impetus apolitisch seien, die Interessen realer Frauen außer acht ließen, und andererseits, daß sie selbst zu Substantialisierungen des Weiblichen als positiv besetztem Gegenkonzept zum herrschenden männlichen Diskurs neigten (A 1: de Lauretis 1987, S. 19f.; B 2: Martin 1989, S. 180, 188). Neuere feministische Ansätze in den USA übernehmen von den Dekonstruktivistinnen die erkenntnisskeptische Haltung wie auch ihre Einwände gegen die Idealisierung eines universellen Subjekts, argumentieren aber wieder stärker im Sinne des oben skizzierten *gender*-Konzepts, wenn sie – paradigmatisch de Lauretis (A 1: 1987) – nach einem »neuen gesellschaftlichen Subjekt« anstatt nach ›dem Weiblichen‹ fragen (dazu B 2: Martin 1989, S. 187–192). Der Erklärungswert der *gender*-Kategorie allein wird als eingeschränkt betrachtet: Soziale Subjekte lassen sich nicht auf eine »monolithische Geschlechtsideologie« reduzieren, erforderlich sind vielmehr Rekonstruktionen im Bereich der »Überschneidungen von Rasse, Klasse, Geschlecht und Sexualität« (ebd., S. 191).

[43] Zu dieser Auseinandersetzung zwischen den eher sozio-historisch orientierten feministischen Ansätzen und den poststrukturalistischen ›französischen‹ Positionen vgl. Martin 1989, bes. S. 174–181; Ecker 1985; pointiert auch: Jacobus 1986, S. 108f. (alle B 2); Moi 1985/1989 (A 1).

[44] Die komplexen und voraussetzungsreichen Argumentationen können hier nicht nachgezeichnet werden; eine gute Einführung in den poststrukturalistischen Feminismus gibt Weedon 1987/1990 (A 1); zum dekonstruktiven Feminismus vgl. Vinken 1992 (B 2).

2.2. Lesen – nicht-professionell und professionell

Lesen als Kulturtechnik, als erlernte und historisch wandelbare Form des Umgangs mit Literatur (B 1: Schön 1987, bes. S. 31–61) läßt sich nach den Kontexten, in denen es vollzogen wird, und den Resultaten, in denen es sich manifestiert, differenzieren. Im folgenden soll der Begriff ›Lesen‹ für das ›normale‹, nicht-professionelle Lesen verwendet werden, das entweder gar nicht oder im privaten Rahmen, etwa in Gesprächen oder Briefen, artikuliert wird. Das stärker theoriegeleitete,[45] auf Wiederholungslektüre basierende Lesen in literarischen Institutionen, das sich in eigenen Textgattungen schriftlich dokumentiert, soll ›professionelles Lesen‹ genannt werden. Das professionelle Lesen in Literaturkritik und -wissenschaft entspricht weitgehend dem traditionell ›Interpretieren‹ genannten Vorgang der Bedeutungszuweisung nach jeweils unterschiedlichen theoretischen und methodologischen Prämissen. Obwohl beide Arten des Lesens eng zusammenhängen – in jedem Lesen werden interpretative Zuordnungen vorgenommen, und jede professionelle Lektüre bzw. Interpretation beruht auf einer Erstlektüre –, dürfte diese heuristische Trennung sinnvoller sein als eine globale Verwendung der Begriffe ›Lesen‹ oder ›Lektüre‹,[46] da die Kategorie *gender*, wie noch zu erläutern ist, für das nicht-professionelle und das professionelle Lesen von unterschiedlicher Bedeutung ist.

In der kognitionspsychologischen Lese- und Verstehensforschung wird Lesen heute überwiegend als Interaktion zwischen Lesern und Texten[47] aufgefaßt (vgl. B 1: Crawford/Chaffin 1986; Viehoff 1988). Beim Lesen wirken demnach Prozesse, die vom Text ausgehen (»bottom up«), und solche, die vom Leser ausgehen (»top down«), zusammen. Die materiale Vorgabe der Texte ist ihre sprachliche Struktur, Vorgaben der Leser sind ihre jeweils eingenommene Perspektive auf den Text und ihr sogenanntes »Voraussetzungssystem«, d. h. ihr in der Sozialisation erworbenes Wissen, ihre emotionalen Dispositionen, Absichten, Motivationen und wertbesetzten Einstellungen sowie die sozialen Konventionen und Normen, nach denen sie sich bewußt oder unbewußt richten.[48] Die subjektiven Vorgaben der Leser bestimmen die Wahrnehmung der Textstrukturen und deren Verarbeitung. Als Resultat der Textverarbeitung gilt das Textverstehen oder, anders gesagt, die mentale Repräsentation des Textes im Leser.

Drei eng miteinander verbundene Faktoren des Leseprozesses, in denen sich Geschlechterdifferenzen manifestieren können, lassen sich nach diesem Modell unterscheiden: 1. das Voraussetzungssystem und die situationsgebundene Perspektive der Leser, 2. die Textwahrnehmung und 3. – nur aus analytischen Gründen von der Wahrnehmung zu trennen – das Textverstehen als Resultat des Lektüreprozesses.

2.2.1. Voraussetzungssystem und Perspektive

Im Voraussetzungssystem von Lesern dürften vor allem gesellschaftliche Geschlechtsrollenkonstrukte wirksam werden, und zwar in zweifacher Hinsicht. Zum einen kommen sie als internalisierte Stereotype von ›Männlichkeit‹ und ›Weiblichkeit‹ zum Tragen, die teils in sozialer Interaktion erlernt (A 1: Bilden 1991, S. 283f.), teils über symbolische Systeme vermittelt werden: z. B. in Form von Alltagsmythen, die über verschiedene Medien und Textgattungen – von der Werbung über Filme bis hin zu literarischen und philosophischen Texten – Wahrnehmung und Auffassung der Geschlechter prägen,[49] oder über metaphorische Basiskonzepte in der natürlichen Sprache.[50] Subjektive Faktoren der Persönlichkeitsstruktur und der sozialen Situation (Herkunft, Bildung, Familienverhältnisse etc.) dürften dafür verantwortlich sein, daß die kulturell rekonstruierbaren *gender*-Muster im Voraussetzungssystem von Lesern modifiziert werden können. Zudem ist zu berücksichtigen, daß nicht allein die Zuordnung zu einer geschlechtsspezifischen Rolle, sondern auch der Grad der Identifikation mit ihr (*gender typing*) für die Verarbeitung von Information entscheidend ist[51] und damit auch auf das Lesen einwirken dürfte. Zum zweiten kann die explizite Abgrenzung von diesen Stereotypen, die auf einer Reflexion der gesellschaftlich vermittelten Geschlechtsrollenkonstrukte und der Formulierung einer Gegenposition beruht, das Voraussetzungssystem einer Person beeinflus-

[45] Daß auch das private Lesen von Alltagstheorien der Leser bestimmt ist, soll damit nicht geleugnet werden; in Schöns Darstellung des Lesens um 1800 wird dies an zahlreichen Beispielen deutlich, vgl. Schön 1987 (B 1), z. B. S. 113–122.

[46] Gerade der in poststrukturalistischer Theorie und Praxis inflationär verwendete Begriff ›Lektüre‹, der sich, um nur einige Verwendungsweisen zu nennen, mit ›Wahrnehmung von Relationen in der Realität‹, ›Zuschreiben von Eigenschaften‹, ›(unspezifisches) Auffassen eines Textes‹, ›(spezifische) Lesart eines Textes‹ und mit ›Text‹ reformulieren ließe (so bei A 1: Menke 1992, S. 441f., 451), läßt eine solche Differenzierung sinnvoll erscheinen.

[47] Das Interaktionsmodell ist nicht mit dem hermeneutischen Dialogmodell des Verstehens zu verwechseln, in welchem dem Text eine ›aktive‹ Rolle zugeschrieben wird. Der Textfaktor wird aber auch im empirischen Paradigma unterschiedlich stark gewichtet: Während in radikalkonstruktivistischen Ansätzen der Text Bedeutungskonstruktionen nur auslöst (vgl. z. B. B 1: Rusch 1992, S. 236ff.), haben Textmerkmale in den moderateren Varianten des kognitiven Konstruktivismus eine Verstehen steuernde Funktion; vgl. Groeben 1989 (B 1), S. 256–260.

[48] Ausführlicher zum Begriff des Voraussetzungssystems vgl. Schmidt 1980, S. 29ff.; Crawford/Chaffin 1986, S. 4–13, nennen diese Komponente »background« (beide B 1).

[49] Untersucht z. B. bei Bovenschen 1979 und, für verschiedene Medien, bei Theweleit 1977/78 (beide A 2); zum *gender*-geprägten Amerikamythos vgl. Fetterley 1978 (B 2).

[50] Vgl. dazu – allerdings ohne Berücksichtigung *gender*-spezifischer Zuordnungen und Wertungen – Lakoff/Johnson 1980 (A 2); zu weiblichen und männlichen Sprachphantasien und Traditionen vgl. Gilbert/Gubar 1985/1992 (A 1).

[51] Bem 1981 (A 1), die allerdings von »*sex typing*« spricht. Da es hier aber um gesellschaftliche Codierungen der Geschlechter geht, dürfte der Begriff ›*gender typing*‹ angebrachter sein; vgl. dazu unten auch 2.2.3.

sen. Werden im ersten Fall die *gender*-Vorstellungen eher unbewußt auf das Lesen einwirken, können sie im zweiten Fall die Lektüre bewußt leiten.

Welchen Einfluß bestimmte Auffassungen von *gender* auf die Modellierung des Lesens – die Art des Lesens und seine Zielsetzung – gehabt haben und haben, soll anhand eines knappen Überblicks über verschiedene historische Ausprägungen des *gender*-Konzepts verdeutlicht werden. Es lassen sich – stark vergröbernd – sechs *gender*-Modelle unterscheiden, denen sechs Arten des Lesens zugeordnet werden. Da diese ›Arten des Lesens‹ aus Grundannahmen oder Postulaten der *gender*-Modelle abgeleitet sind, haben sie eher spekulativen als deskriptiven Charakter: Ob von den verschiedenen *gender*-Auffassungen aus tatsächlich so gelesen wird, bliebe zu untersuchen.[52] Die ersten drei Modelle haben historisch-rekonstruktiven Status, die letzten drei entsprechen theoretischen Positionen des Feminismus.

Modell I bezeichnet das vormoderne Schema, das in anthropologischer Argumentation die Frau als graduelle Abweichung vom Grundtypus Mann ausweist (A 1: Laqueur 1990/1992, S. 18). In Schriften der Aufklärung kann sich dieses Schema z. B. in der Aussage manifestieren, auch Frauen als vernunftbegabte Wesen seien von Natur aus mit kognitiven und moralischen Fähigkeiten ausgestattet, die es nur entsprechend auszubilden gelte (vgl. A 2: Bovenschen 1979, S. 82f.). Die Programmatiker gehen davon aus, daß Frauen als Leserinnen die gleiche Perspektive wie Männer einnehmen, daß sie allerdings defizitär lesen: Ihre Lektüre muß angeleitet, ihr Lesestoff eingeschränkt werden (B 1: Martens 1975, Sp. 1146f.; Schumann 1980).

Modell II wird gegen Ende des 18. Jahrhunderts ausgebildet und ist bis heute wirksam. Die anschließend zu skizzierenden Modelle beruhen – zustimmend oder in Abgrenzung – auf ihm. Es besagt, daß Mann und Frau einander entgegengesetzt sind, und weist diesen Gegensatz als ›natürlichen‹ aus.[53] Das entsprechende Lektüremodell postuliert demgemäß ein anderes weibliches Lesen (vgl. B 1: Schön 1990, S. 26ff., 32f.): Während der Mann distanziert und reflektiert liest und bei ihm die ästhetische Perspektive dominiert, lesen Frauen identifikatorisch, emotional und mit dominant ethischer Perspektive, und es werden ihnen besondere Textsorten zugeordnet: Frauen lesen didaktische Literatur sowie Unterhaltungsromane und besonders subjektiv-emotionale Textsorten wie Lyrik.

[52] Die meisten historischen Arbeiten der Leseforschung befassen sich aber mit dem leichter greifbaren ›Was‹, nur selten mit dem ›Wie‹ des Lesens (z. B. B 1: Martens 1975; Grenz 1981; Häntzschel 1986). Die Ausnahmen, paradigmatisch v. König 1977 und Schön 1987 (beide B 1), ziehen überwiegend programmatische Texte, etwa solche der Lesesucht-Debatte um 1800, heran, um die Art des Lesens zu rekonstruieren. Sinnvoller wäre es, zu diesem Zweck auf Äußerungen realer Leser zurückzugreifen, etwa auf Tagebücher und Briefe, was aber wegen der schwierigen Textlage nur in Ausnahmefällen zu realisieren ist.

[53] Die Forschungsliteratur zu diesem Thema ist umfangreich; genannt seien hier nur Hausen 1977, S. 363ff.; Frevert 1986, S. 15–25 (beide A 2); Hoffmann 1983 (B 1).

Empirische Untersuchungen zum Lesen bestätigen in doppelter Hinsicht die Wirksamkeit dieses Modells bis heute: zum einen in ihren Ergebnissen, indirekt aber bereits durch die Anlage der Studien, die diese Ergebnisse produzieren und sie damit differenzierungsbedürftig erscheinen lassen. Dies läßt sich anhand einer der wenigen empirischen Studien exemplarisch zeigen, in denen die Geschlechterdifferenz systematisch, allerdings nur unter der Perspektive des biologischen Geschlechts, beachtet wird (B 1: Hansen 1986).[54] Gefragt wurde nach Emotionen, die beim Lesen von Gedicht- und Prosatexten ausgelöst werden. Es zeigte sich u. a., daß die emotionalen Reaktionen der Probandinnen stärker als die der Probanden waren, und es wurde, zumindest für Gedichte, die traditionelle Auffassung bestätigt, daß Frauen eher inhaltsbezogen lesen, während Männer eher auf formale Merkmale achten. Ergebnisse wie diese könnten als partielle Bestätigung von Annahmen des Modells II interpretiert werden – eine Folgerung, die Hansen nicht zieht –, jedoch nur dann, wenn das Modell selbst als Interpretationsfolie vorausgesetzt wird: Indem vom ›natürlichen Geschlecht‹ der Leser ausgegangen wird, scheinen auch die Unterschiede ›natürlich‹ zu sein. Schon um sie – nicht nur als Topos – auf gesellschaftliche Geschlechtsrollenkonstrukte beziehen zu können, wären differenziertere Fragestellungen erforderlich, und um zu weitergehenden Aussagen über Gründe abweichenden Lesens kommen zu können, wären auch andere sozial- und individualpsychologische Faktoren einzubeziehen.[55]

Modell III läßt sich kurz als Übernahme männlicher Wahrnehmungs- und Verhaltensmuster durch Frauen bezeichnen. Feministischen Theoretikerinnen zufolge hat die erfolgreiche Sozialisation von Frauen im höheren Bildungssy-

[54] Alle empirischen Untersuchungen zur poetischen Textverarbeitung – für die die Geschlechterdifferenz im übrigen meist nur als Nebenaspekt interessant ist – gehen zunächst vom biologischen Geschlecht der Probanden aus, wenn sie fragen, ob sich die Lektüreergebnisse weiblicher von denen männlicher Probanden unterscheiden. Die Unterschiede, die sich ergeben, reproduzieren aber Differenzen gesellschaftlicher Geschlechtsrollenkonstrukte, sind also auf der *gender*-Ebene anzusiedeln. Die so entstehende Diskrepanz wird nur selten reflektiert; vgl. z. B. die sonst differenziert argumentierende Studie von Hoffstaedter (B 1: 1986). Groeben/Landwehr 1991 (B 1), S. 176, dagegen thematisieren in ihrem Überblick über Ergebnisse empirischer Literaturpsychologie eben diese Diskrepanz zwischen ›anthropologischen Konstanten‹ und sozialer Genese der Rezeptionsunterschiede; dort auch einige weitere Ergebnisse empirischer Untersuchungen zum Thema Geschlechterdifferenz (S. 196, 210 u. ö.).

[55] Gilges 1992 (B 1) geht in ihrem Modell der geschlechtsspezifischen Nutzung von Büchern zwar von einer Wechselwirkung zwischen biologischen, psychologischen und soziologischen Faktoren aus, ihre Materialgrundlage – zwei Allensbach-Umfragen – bleibt jedoch schon von ihren Fragestellungen her hinter der geforderten Komplexität zurück. Die erforderlichen aufwendigen, qualitativ differenzierten Untersuchungen, die etwa auch biographische Faktoren der Leserinnen und Leser berücksichtigen, sind bislang – methodisch problematisch – nur anhand sehr weniger Probanden vorgenommen worden (z. B. B 1: Pappas 1990; B 2: Starna 1990), können also in quantitativer Hinsicht keine Repräsentativität beanspruchen.

stem eben diese Konsequenz. Sie zeigt sich u.a. in der Übernahme des Frauen weitgehend ausschließenden Literaturkanons und bislang vorherrschender, im Bildungsbürgertum und in literaturvermittelnden Institutionen positiv sanktionierter androzentrischer Lektüre-, Interpretations- und Wertungsstrategien.[56]

Als *Modell IV* soll hier die Variante des Feminismus bezeichnet werden, für die der Name Simone de Beauvoir (A 2: 1949/1951) paradigmatisch steht, und die auf die gesellschaftliche Befreiung bzw. Gleichstellung der Frauen zielt. Hier geht es darum, aufzudecken, daß ›das Subjekt‹ der abendländischen Kultur tatsächlich ein männliches ist und hinter den scheinbar allgemeinmenschlichen, humanistischen Idealen männliche Perspektiven und Interessen verborgen sind. Frauen soll Zugang zur bislang Männern vorbehaltenen Universalität verschafft werden (A 1: Schor 1989/1992, S. 223 und 228f.). ›Lesen als Frau‹ kann hier zweierlei bedeuten: zum einen ein Lesen von einer als gegeben angenommenen weiblichen Erfahrung aus, zum anderen – vorsichtiger – ein Lesen mit der Absicht, männliche Sichtweisen zu vermeiden, und in Hinblick auf eine erst auszubildende weibliche Identität (dazu B 2: Culler 1982/1988, S. 49–62). In der Interpretation und Wertung literarischer Texte manifestiert sich ein entsprechendes feministisches Bewußtsein in der Konzentration auf Frauen ausschließende Text- bzw. Autorstrategien und in ihrer Verurteilung.[57]

Eine zweite Variante des Feminismus ließe sich mit dem Schlagwort ›Gynozentrismus‹ charakterisieren (*Modell V*). Die Geschlechteropposition wird aufrechterhalten, die sozialen Wertungen werden aber umverteilt: Es ist jetzt die Frau, die – z.T. in erneuter anthropologischer Argumentation – als ›privilegiert‹ postuliert wird. Während sich die Wirkung des Modells IV auf das professionelle Lesen als Aufwertung ›weiblicher‹ Texte und Deutungsweisen beschreiben ließe, die mit dem Ziel der Gleichstellung und damit aus strategischen Gründen vorgenommen wird, manifestiert sich Modell V in einer prinzipiellen Höherwertung ›weiblicher‹ Texte und Lesarten.[58]

Als *Modell VI* sind schließlich die dekonstruktiven Varianten des Feminismus zu nennen, deren Vertreterinnen die Subjektkritik des Modells IV teilen, aber mit sprachkritischen und psychoanalytischen Argumentationen zu radikaleren Lösungen kommen. Ein ›neutrales‹ Subjekt, Universalität wie auch die an diese Vorstellungen gebundenen humanistischen Werte werden als Ziele inakzeptabel (dazu B 2: Felman 1975; auch A 1: Schor 1989/1992, S. 228). ›Weiblichkeit‹ wird, wie oben unter 2.1. kurz skizziert, als eine rhetorische Kategorie aufgefaßt und wird als außerhalb der *gender*-Polarität stehend gedacht. »Weibliches Lesen« in

[56] S. u. 2.2.3. Für das institutionalisierte Lesen und den akademischen Umgang mit Literatur haben dies z.B. Showalter 1971 und Fetterley 1978, z.B. S. XX (beide B 2), gezeigt.

[57] Exemplarisch seien hier Millett 1969/1971 (A 2), Fetterley 1978, Kolodny 1980 (beide B 2) und Weigel 1987/1989 (D 2) angeführt; vgl. auch Ecker 1991 (B 2), S. 48.

[58] Beispiele sind Showalter 1977 und 1981 (beide B 2) oder Gilbert/Gubar 1978 (D 2); vgl. dazu Munich 1985/1992, S. 365f., und Jehlen 1981/1992, S. 328–330 (beide B 2).

diesem Sinne versucht, »die Maske der Wahrheit, hinter der der Phallozentrismus seine Fiktionen versteckt, als Maske zu entlarven« (B 2: Vinken 1992, S. 17).[59] In Umkehrung der Zuordnungen, wie sie in Modell II vorgenommen werden, ist es hier das ›männlich‹ genannte Lesen, das als identifikatorisch, da narzißtisch, aufgefaßt wird, während das als ›weiblich‹ bezeichnete Lesen literarischen Texten »gerechter« wird, weil es deren »selbst-dekonstruktive[m]« Charakter entsprechen kann (ebd., S. 18).

Es scheint deutlich zu sein, daß diese sechs Modelle den Umgang mit Literatur beeinflussen können, daß sie aber nicht auf derselben Ebene anzusiedeln sind: Während Modell I bis III wohl primär unbewußt im Lesen und Interpretieren literarischer Texte wirksam werden bzw. wurden, spielt das dekonstruktive wegen seiner Abstraktheit wohl allein für die reflektierende, professionelle Lektüre eine Rolle. Das auf Gleichstellung zielende Modell IV und das ›gynozentrische‹ Modell V dürften die Lektüren auf beiden Ebenen beeinflussen können. Zudem ist es wahrscheinlich, daß sich diese Auffassungen von *gender* und die entsprechenden Leseweisen im Voraussetzungssystem von Lesern bzw. Leserinnen überlagern können.[60]

In welchem Maße *gender*-Modelle auf den Lektüreprozeß einwirken, hängt auch von Bedingungen der aktuellen Situation ab, die die Perspektive des Lesens beeinflußt: Das Spektrum dieser situativen Faktoren reicht von der momentanen psychischen Verfassung der Leser über spielerisch eingenommene Perspektiven auf Texte bis hin zu institutionellen Rahmenbedingungen, unter denen gelesen wird. Diesen institutionellen Bedingungen des Lesens – Lesen in der Schule, in der Universität u.a. – dürfte eine besondere Bedeutung zukommen: Unterschiede im Lesen, die sich aus abweichenden *gender*-Prägungen des Voraussetzungssystems ergeben könnten, können durch institutionelle Vorgaben wieder abgeschwächt oder verstärkt werden.[61]

2.2.2. *Textwahrnehmung*

Beide eben behandelten Faktoren beeinflussen die Textwahrnehmung, die immer selektiv ist: Welche Bestandteile der Textstruktur überhaupt wahrgenommen werden, hängt vom Voraussetzungssystem und der Perspektive der Leser ab. Für das private Lesen läßt sich ein Beispiel für eine absichtlich selektive Per-

[59] Vinken variiert hier die oft zitierte Aufgabenbestimmung feministischer Kritik von Kamuf 1980 (B 2), S. 286.

[60] Beispiele für Konflikte zwischen einer Sozialisation nach Modell III und dem theoretisch geforderten Modell IV bringt Kolodny 1981 (B 2), z.B. S. 29f., 33f.

[61] Vgl. dazu 2.2.3. und Crawford/Chaffin 1986 (B 1), S. 21; zu Unterschieden im Modus des schulischen Lesens (ästhetisch und informativ orientiert, »diskursiv«) und des privaten Lesens (lustorientiert, »regressiv-identifikatorisch[ ]«) vgl. Rosebrock 1993 (B 1), S. 35ff.

spektive auf literarische Texte relativ leicht simulieren, wenn Leserinnen bzw. Leser in bewußter Rollendistanz versuchen, einen Text ›wie ein Mann‹ bzw. ›wie eine Frau‹ zu lesen (B 1: Scholes 1987). Auch wenn auf diese Weise zwar weitgehend die eigenen Rollenklischees reproduziert werden, wird sich die Aufmerksamkeit wahrscheinlich auf andere Textmerkmale als gewöhnlich richten. Indem feministische Forscherinnen Standardinterpretationen zu kanonisierter Literatur als spezifisch männlich geprägt kritisiert haben (z. B. B 2: Fetterley 1978; Schweickart 1986), haben sie auf Selektionen im akademischen Umgang mit Literatur aufmerksam gemacht. Für den deutschsprachigen Raum läßt sich dieses Phänomen z. B. anhand der älteren Fontane-Forschung demonstrieren, deren Repräsentanten ihre Aufmerksamkeit überwiegend auf die älteren, männlichen Figuren richteten.[62] Romane wie *Effi Briest* und *L'Adultera* wurden entsprechend interpretiert, und diese Lesarten wurden, in der Regel implizit, als adäquat und erschöpfend aufgefaßt, obwohl sie selektiv sind und bestimmte Textelemente ausblenden. Es scheint plausibel zu sein, daß solche in Texten professioneller Literaturverarbeiter greifbaren Selektionen nicht allein von institutionellen Vorgaben und literaturtheoretischen Voraussetzungen abhängig sind, sondern daß schon in der Erstlektüre die Texte entsprechend selektiv wahrgenommen werden.[63]

Texte von Autorinnen scheinen in erhöhtem Maße selektiv gelesen zu werden. Zwei Erklärungen liegen nahe: Zum einen, so Kolodny (B 2: 1981, S. 34f.), sind männliche Leser und Interpreten nicht in die Codes der Symbolsysteme weiblicher Autoren eingeübt und übersehen daher entsprechende Strukturen in deren Texten.[64] Zum anderen können die eingeschränkten Erwartungen, die professionelle Leser und Leserinnen an ›Literatur von Frauen‹ herantragen, als Wahrnehmungsfilter fungieren, wie das Beispiel Gabriele Reuters deutlich gemacht hat: Merkmale ihres Romans wie das Zitieren und Ironisieren trivialer Muster wurden unter der gattungsbezogenen Erwartung ›Frauenroman‹ nicht realisiert.[65]

---

[62] So noch Müller-Seidel (F: 1975, S. 166–181), wo z. B. *L'Adultera* zwar unter dem Stichwort »Frauenporträts« behandelt, aber doch überwiegend von van der Straaten – seiner Bilderliebe, seinem Verhältnis zur Tradition u. a. – gesprochen wird.

[63] Um hier Genaueres aussagen zu können, sind differenzierte empirische Untersuchungen zum Lektüre- und Interpretationsverhalten professioneller Leser erforderlich.

[64] Dieses Argument setzt die Annahme einer ›weiblichen Tradition‹ voraus, die sich symbolisch manifestiert, und impliziert zugleich, daß es Frauen möglich sein muß, sich die ›männlich bestimmte‹ Sprache und ihre literarischen Formen so anzueignen, daß sich eigene, weibliche Erfahrungen ausdrücken lassen (A 1: Gilbert/Gubar 1985/1992, S. 387, 197f.). Dagegen steht zum einen die Auffassung einer marginalen, traditionslosen Stellung der Autorinnen in der Kultur (dazu C: Brinker-Gabler 1988, S. 20f.) und zum anderen die radikalere These, authentische Erfahrungen von Frauen seien in der männlichen Sprache prinzipiell nicht ausdrückbar (z. B. B 2: Vinken 1992, S. 20f.).

[65] Vgl. dazu noch einmal oben 1.3., Punkt 6, Schema 3b.

2.2.3. Textverstehen

Über die Textwahrnehmung kann auch das Textverstehen als ein Resultat der Lektüre[66] von der Geschlechterdifferenz beeinflußt werden. Um diese Hypothese, wenn auch nur hypothetisch, zu belegen, ist es erforderlich, kurz auf Mechanismen des Verstehens einzugehen, wobei hier wiederum auf ein weitgehend konsensfähiges, wenn auch nicht unkritisiert gebliebenes Modell, die sogenannte ›Schematheorie des Verstehens‹, Bezug genommen wird.[67] Diesem Modell entsprechend konstruieren Leser und Leserinnen eine für sie sinnvolle Lesart eines Textes durch Anwendung bestimmter Schemata. Diese werden definiert als »a cognitive structure that organizes and guides an individual's perception« (A 1: Bem 1981, S. 355). Schemata filtern Informationen und kanalisieren die Informations-, also auch die Textverarbeitung, und geben den Rahmen vor, innerhalb dessen wir überhaupt verstehen können (B 1: Crawford/Chaffin 1986, S. 4ff.). Schemata stellen abstrakte Repräsentationen unserer Erfahrungen dar, werden also im Verlauf unserer Sozialisation ausgebildet. Angesichts der Unterschiede geschlechtsspezifischer Sozialisation ist es daher sehr wahrscheinlich, daß es *gender*-geprägte Abweichungen in der Entwicklung von Schemata gibt.[68] Darüber hinaus wird den *gender*-Schemata einer Person selbst eine zentrale kognitive Funktion für die Organisation und Verarbeitung von Information zugeschrieben.[69]

Feministische Forschungen, denen es um die Gleich- oder Höherwertigkeit des ›anderen‹ Lesens von Frauen geht (Modell IV und V), argumentieren in diesem Sinne, wenn sie auf die Relevanz der unterschiedlichen Erfahrungsbereiche männlicher und weiblicher Leser und Kritiker verweisen. Kolodny (B 2: 1980) etwa bezieht die These, daß Bedeutungskonstitution und Sprachverstehen von gemeinsamen Voraussetzungen in einer Sprechergemeinschaft abhängig sind, auf das Verstehen literarischer Texte: Gemeinsame Erfahrungen, gemeinsame

---

[66] Andere Resultate des Lesens, etwa ›Leseerlebnisse‹, werden hier zugunsten des kognitiven Effekts, der Konstruktion von Sinn, außer acht gelassen.

[67] Zur Schematheorie des Verstehens vgl. Kintsch 1974; einen knappen Überblick über verschiedene Ansätze bieten Viehoff 1988 und Crawford/Chaffin 1986 (alle B 1); zur Kritik an diesen Theorien, die sich in erster Linie gegen die Vernachlässigung emotionaler und unbewußt motivationaler Faktoren richtet, vgl. Viehoff 1988, S. 18f. Einen Versuch, kognitions- und emotionstheoretische Ansätze zu verbinden, unternimmt Hansen 1986 (B 1).

[68] Zu diesen Unterschieden vgl. z. B. Chodorow 1978, bes. S. 169ff.; Gilligan 1982; auch Bilden 1991, bes. S. 283–289. Hare-Mustin/Marecek 1990, bes. S. 14ff., fassen Faktoren wie die Zugehörigkeit zu ethnischen, sozialen oder Generationsgruppen in diesem Zusammenhang als ebenso relevant auf wie die Geschlechtsrollenzuordnung (alle A 1).

[69] Vgl. z. B. Bilden 1991 (A 1), S. 284. – Inwiefern das Verstehen und Erinnern von Wortgruppen und einfachen Phrasen von *gender*-Schemata – insbesondere vom Grad der Identifikation mit Geschlechtsrollen – abhängt, hat Bem 1981 (A 1) untersucht; komplexere empirische Studien, etwa zum literarischen Verstehen, fehlen leider noch.

Wahrnehmungsmuster und eine gemeinsame literarische Tradition bilden die Voraussetzung dafür, daß männliche und weibliche Leser einem Text dieselbe – oder weniger umstritten: eine ähnliche – Bedeutung zuschreiben können (ebd., S. 463). Da aber weder die gleiche Erfahrungsbasis gegeben ist, noch Frauen und Männer gleichermaßen an der kanonisierten literarischen Tradition teilhaben, verstehen Frauen, so Kolodny, literarische Texte anders als Männer.

Mit ihrem Rekurs auf gemeinsame lebensweltliche Zusammenhänge[70] argumentiert Kolodny – wie alle Vertreterinnen dieser Position (z. B. B 2: Fetterley 1978; Schweickart 1986) – im hermeneutischen Paradigma,[71] wenn auch mit charakteristischen Unterschieden im Vergleich zu traditionellen Konzeptionen hermeneutischer Literaturwissenschaft. Zum einen wird statt einer universalen nurmehr eine partikuläre Reichweite gemeinsamer ›Horizonte‹ beansprucht: Es sind jeweils nur Gruppen, die Erfahrungswelten teilen, und *gender* bildet ein distinktives Merkmal dieser Gruppen. Zum anderen wird in Abgrenzung gegen das traditionelle professionelle Lesen, das als Anwendung diskursspezifischer Lektüre- und Deutungsstrategien aufzufassen ist, die den Leseranteil an der Bedeutungskonstitution minimieren sollen und Geschlechterdifferenzen leugnen (B 2: Kolodny 1981, S. 32f.), eine Art Annäherung an das stärker erfahrungsbezogene, nicht-professionelle Lesen gefordert,[72] das diese Unterschiede im Verstehen zuläßt, das allerdings – und dies ist wieder ›professionell‹ – seine Bedingungen zu reflektieren hat. Mit dieser Forderung wird einer Einsicht Rechnung getragen, die mittlerweile zu den Standardannahmen aller feministischen Positionen gehört (vgl. B 2: Jacobus 1986, S. 4f., 108; Johnson 1987a, S. 124; Caughie 1988): Hermeneutische Rezeptionstheorien argumentieren versteckt androzentrisch, wenn sie ihre normativen Konstrukte des adäquaten oder impliziten Lesers am Maßstab des autonomieästhetisch geschulten, traditionell männlichen Literaturwissenschaftlers gewinnen,[73] und diese androzentrische

[70] Zur Problematik des Rekurses auf authentische weibliche Erfahrung siehe oben, Anm. 64, zusammenfassend Vinken 1992 (B 2), S. 20ff.

[71] Zum Begriff des hermeneutischen Paradigmas der Literaturwissenschaft vgl. Groeben 1977 (B 1), S. 4–15.

[72] Zur unterschiedlichen Bedeutung der Erfahrungen für das professionelle und nicht-professionelle Lesen vgl. auch Comleys ›Experiment‹ mit Literaturstudenten im zweiten Semester, die sich gewissermaßen im Übergang vom ›Normallesen‹ zum professionellen Lesen befanden: Einige ihrer Analysen einer Hemingway-Erzählung waren noch stark von eigenen Erfahrungen beeinflußt, in anderen war schon die akademische Tendenz erkennbar, Erfahrungsabhängigkeit von Bedeutungskonkretisationen zu negieren. Nur in Texten der ersten Gruppe wurden variable Perspektiven auf die Erzählung eingenommen, die auch *gender*-Probleme berücksichtigten (B 1: 1990, bes. S. 190f.).

[73] Dieses Argument stimmt mit einem der zentralen Vorwürfe empirischer Literaturwissenschaftler gegen hermeneutische Rezeptionstheorien überein – daß es faktisch nicht der Leser, sondern der Interpret sei, der von ihnen systematisch berücksichtigt werde (B 1: Groeben 1977, S. 39–44) –, geht aber in der Frage nach *gender*-Aspekten in diesem Leserkonstrukt über die empirische Variante des Arguments hinaus.

Fixiertheit in der Theorie hat entsprechende Konsequenzen in der Interpretationspraxis. Das ›widerständige‹ Lesen feministischer Literaturwissenschaftlerinnen, wie es seit Millett praktiziert wird, verwendet das *gender*-Konzept also in zweifacher Weise: zum einen deskriptiv, indem – angesichts der Relevanz ›vorwissenschaftlichen‹ und damit erfahrungsbestimmten Lesens im hermeneutischen Paradigma wohl zu Recht – die Abhängigkeit jedes Textverstehens von *gender* hervorgehoben wird; zum anderen in normativem Kontext, wenn gefordert wird, Lesarten literarischer und literaturwissenschaftlicher Texte nach methodischen Vorgaben zu erstellen, etwa die implizit manifesten patriarchalen Strukturen und Denkmuster dieser Texte ideologiekritisch zu entlarven. Entsprechend wird auch die ›Interaktion‹ zwischen Text und Leser bzw. Leserin unter doppeltem *gender*-Aspekt beschrieben: Leserinnen kanonisierter, männlich geprägter Texte, die traditionell literarisch sozialisiert sind – also Leserinnen im Sinne des Modells III, die ihre Voraussetzungen nicht feministisch reflektieren –, werden gezwungen, den androzentrischen Blick, den die Texte vermitteln, zu übernehmen. Das widerständige Lesen dagegen unterläuft die auktorialen Strategien dieser Texte und erkennt so deren implizit misogyne ›Botschaft‹.[74]

2.3. Werten

Um den potentiellen Einfluß der Geschlechterdifferenz auf das Werten von Literatur darstellen zu können, ist zunächst der Vorgang des Wertens, die Wertungshandlung, zu skizzieren.

2.3.1. Skizze der Wertungshandlung

Das Werten von Literatur läßt sich als folgende komplexe Relation darstellen:[75] Ein Leser, das Subjekt der Wertung, ordnet einem Objekt, dem verstandenen Text oder Textausschnitt, unter bestimmten Voraussetzungen (Wertungssituation und Voraussetzungssystem) und aufgrund von Wertmaßstäben (axiologischen Werten) bestimmte Werteigenschaften (attributive Werte) zu. Dabei geht der Leser von an sich ›wertneutralen‹ Merkmalen des Textes aus, die erst dadurch, daß sie mit Wertmaßstäben in Verbindung gebracht werden, zu ›werthaltigen‹ Eigenschaften werden. Damit ist gesagt, daß Texte keine Werte transportieren – ebensowenig wie e i n e Bedeutung –, sondern daß die Merkmale, die

[74] Vgl. dazu z. B. Fetterley 1978 (B 2). Ein zentrales Problem dieser Position liegt in der unzureichenden Klärung tatsächlich verlaufender Identifikationsprozesse, die mit Hilfe tiefenpsychologischer Modelle allein (etwa B 2: Dinnerstein 1976) wohl nicht befriedigend zu leisten ist.

[75] Vgl. dazu und zum folgenden ausführlicher v. Heydebrand 1984, S. 832f.; Winko 1991, S. 34–39, 40ff., 119f. (beide C).

ein Text aufweist, als Werte *in potentia* – ebenso wie als Träger eines Bedeutungspotentials – aufgefaßt werden können.[76] Wertungshandlungen können in Form sprachlicher Aussagen, z. B. als explizite Werturteile, vollzogen werden (theoretische Wertungen) (vgl. dazu C: Kienecker 1989, bes. S. 65–81), häufiger aber kommen sie in nicht-sprachlicher Form, etwa als nicht-verbalisierte Akte des Vorziehens oder Ablehnens vor (motivationale Wertungen). In diesem letzteren Sinne lassen sich z. B. auch die unter 2.2.2. behandelten Selektionen, das Aussparen bestimmter Figuren in der Interpretation eines literarischen Textes, das Verschweigen bestimmter Texte oder Textgruppen in einer literarhistorischen Darstellung und ebenso die Plazierung einer Rezension und der Umfang, der ihr zugestanden wird,[77] als Wertungen bezeichnen und als solche analysieren.[78]

Das Objekt einer textorientierten Wertung[79] ist also immer der gelesene und verstandene Text, d. h. der zu bewertende Text ist selbst schon als Resultat selektiver und damit wertender Prozesse aufzufassen (potenzierte Wertung). Diese Annahme hat zwei Konsequenzen: Zum einen beziehen sich zwei Urteile über einen Text faktisch nie auf ›dasselbe‹ Wertungsobjekt, was die Verständigung über Wertungen, aber auch ihre Analyse erschwert. Zum anderen ist bereits auf der Ebene der Objektkonstitution, gewissermaßen also im Vorfeld der explizit oder implizit vollzogenen Wertung, mit dem Einfluß von *gender* zu rechnen. Was oben über die Wirkung der Geschlechterdifferenz auf Textwahrnehmung und Textverstehen gesagt worden ist, und zwar sowohl für nicht-professionelle als auch für professionelle Lektüren, ist damit für die Analyse des Wertens vorauszusetzen: Das Leseergebnis wird – mehr oder minder deutlich – *gender*-geprägt sein, es wird in unterschiedlich starkem Maße von der Übernahme oder auch der Abgrenzung von ›männlichen‹ oder ›weiblichen‹ Perspektiven mitbestimmt.

2.3.2. Exemplarische Erläuterungen zu den Bestandteilen der Wertungshandlung

Anhand eines Beispiels für eine sprachliche Wertung, das an das Ausgangsbeispiel des Abschnitts 1 anknüpft, sollen die einzelnen Bestandteile der Wertungshandlung erläutert werden: Laura Marholm lobt in ihrer Rezension[80] des Romans *Aus guter Familie* die psychologische Figurengestaltung der Autorin Gabriele Reuter und bewertet die aus dieser Technik resultierende Möglichkeit, daß sich Frauen und Mädchen mit der Heldin identifizieren können, positiv. Sie schreibt: »Was am stärksten an diesem Buch wirkt, ist: daß man sich erinnert.« (F: Marholm 1896).

Das Textmerkmal, auf das sich diese wertende Argumentation bezieht, ist eine erzähltechnische Eigenschaft des Romans, die psychologische Figurengestaltung – eine Eigenschaft, die auch andere Rezensenten betonen und die insofern konsensfähig zu sein scheint. Wertvoll kann dieses Textmerkmal unter verschiedenen Aspekten sein: In den meisten Rezensionen des Romans wird der Erkenntnisgewinn als besonders positiv hervorgehoben, den diese Art psychologisch motivierter, ›realistischer‹ Schilderung für Leser und Leserinnen bringt (vgl. F: Stumpfe 1993, S. 15). Marholm dagegen bewertet sie positiv, weil sie Identifikation ermöglicht. Identifikation ist für sie der Wertmaßstab, unter dem die formale Eigenschaft des Textes zu einer Werteigenschaft wird.

Hier kommen wiederum das Voraussetzungssystem[81] und die Situation der Wertenden ins Spiel. Vom Voraussetzungssystem hängt eine Reihe von Faktoren ab, die in Wertungshandlungen meist implizit bleiben.

1.) Als allgemeinster Akt des Vorziehens ist die – nicht immer bewußte – Wahl des Themas und der Aspekte, unter denen es gesehen und dargestellt wird, von subjektiven Präferenzen abhängig. Von Laura Marholm ist bekannt, daß sie sich für die sogenannte ›Frauenfrage‹ engagiert und sich an der zeitgenössischen Diskussion um die Rolle der modernen Frau beteiligt hat, wobei sie zwar meist in moderater, aber doch bestimmter Weise für deren Emanzipation eingetreten ist.[82] Das Thema des Reuter-Romans dürfte für sie von vornherein nicht nur wichtig, sondern hochgradig wertbesetzt gewesen sein. Verallgemeinernd ließe sich festhalten, daß schon die Wahl eines Textes und seine Wahrnehmung – in verstärktem Maße dann auch: seine Darstellung – davon abhängig sind, ob der Leser, die Leserin über entsprechende Wertmaßstäbe verfügt, oder anders gesagt, was kein Gegenstand positiven oder negativen Interesses ist, wird oft gar nicht wahrgenommen. Gerade in diesem nicht-verbalisierten Bereich des Wertens dürften sich Unterschiede niederschlagen, die sich mit Bezug auf *gender* erklären lassen, die z. B. auf verschiedener Wertigkeit der als ›frauenspezifisch‹ oder ›männerspezifisch‹ geltenden Lebensbereiche beruhen.[83]

---

[76] Vgl. dazu auch Morris 1964 (C), S. 18–20. – Um die Interaktionsbildlichkeit wieder aufzugreifen (s. o. 2.2. und Anm. 47), lassen sich die Texteigenschaften auch als ›Wertangebote‹ verstehen, die Leser annehmen können oder auch nicht. Nach den Ausführungen über das Lesen wird dieses ›Annehmen‹ nicht immer als bewußter Akt, sondern über die selektive Textwahrnehmung vollzogen werden. Entscheidend dafür, ob diese ›Wertangebote‹ den Wahrnehmungsfilter passieren, dürfte sein, ob die Leser entsprechende Wertmaßstäbe ausgebildet haben.

[77] S. o. 1.3., Punkt 3.

[78] Zur Analyse impliziter Wertungen vgl. Winko 1991 (C), S. 135–139.

[79] Oftmals werden tatsächlich Autoren oder Kontextfaktoren bewertet, auch wenn sich die Wertung scheinbar auf einen Text bezieht.

[80] Eine Rezension bietet sich als Beispiel an, weil in dieser Textsorte deutlicher gewertet wird als in literaturwissenschaftlichen Texten. Mit dieser Wahl schließt die folgende Darstellung einige Aspekte des Wertens in nicht-professionellem Rahmen aus, das allerdings für die Frage der Kanonisierung auch weniger wichtig ist und dessen Analyse nicht den methodischen Stellenwert wie die des nicht-professionellen Lesens hat.

[81] S. o. 2.2.1.

[82] Marholm war Autorin der *Freien Bühne*, vgl. dazu Soergel 1911/1928 (F), S. 209.

[83] S. o. 1.3., Punkt 5. Auch Kolodny 1981 (B2), S. 28 und 36, argumentiert in diesem

2.) zeigt das Beispiel, daß die Zuordnung von Wertmaßstäben zu Textmerkmalen von subjektiven Voraussetzungen der Wertenden abhängig ist: Andere Rezensenten nehmen, wie gesagt, andere Zuordnungen vor und beziehen andere Werte auf dieselben Textmerkmale. Ernst v. Wolzogen (F: 1895) z.B. wertet die psychologisch nachvollziehbare Figurengestaltung unter dem Aspekt hoch, daß sie ihm Fremdes anschaulich nahebringt. Seine Wertmaßstäbe sind ›Erkenntnisgewinn‹ und ›Anschaulichkeit‹. Aktuelle Beispiele für diese Variabilität möglicher Zuordnungen liefern feministische »Re-Lektüren« kanonisierter Texte, wie sie in allen Varianten feministischer Literaturwissenschaft durchgeführt werden. Sie zeigen beispielsweise, daß ›dieselben‹ Textstrukturen, die in traditioneller Literaturwissenschaft mit ästhetischen Maßstäben beurteilt werden, auch unter ethischer oder sozialer Perspektive gesehen und durchaus anders bewertet werden können.[84] Aber auch, wenn in diesen Neuinterpretationen nicht explizit gewertet wird, lassen sich abweichende Maßstäbe und Selektionskriterien erkennen.[85]

3.) kann auch das, was inhaltlich unter gleichlautenden Wertmaßstäben verstanden wird, von Person zu Person variieren. Marholm faßt zumindest in der hier zitierten Rezension Identifikation nicht als ›neutrale‹ Größe auf, sondern es geht ihr explizit um Identifikationsmöglichkeiten für Leserinnen: Nur deren Erinnerungen an eigene Erlebnisse, Erfahrungen oder Gefühle lassen sich an den Text anschließen. Damit rückt Marholms Wertmaßstab in die Nähe der Kriterien feministischer Kritikerinnen, die eine gemeinsame Erfahrungsbasis zwischen Autor bzw. Autorin und Leser bzw. Leserin als Voraussetzung entweder für Verstehen allgemein oder für Identifikation postulieren und so auf *gender*-spezifische Unterschiede verweisen.[86] Erinnert sei auch an die unterschiedliche Auffassung von Werten wie Gleichheit und Gerechtigkeit, die in traditioneller Interpretationspraxis als humanistische Werte mit universaler Geltung (zumindest im abendländischen Kulturkreis) verstanden werden, während feministische Analysen ihre Geltung nur für das männliche Subjekt aufzeigen (s.o. Modell IV und V) und sie, wenn sie an ihnen festhalten wollen, uminterpretieren müssen.

Sinne, wenn sie ausführt, daß die in Voraussetzungssystemen männlich sozialisierter Kritiker und Kritikerinnen (Modell III) wohl durchgängige Einschätzung, der Lebensbereich ›Haushalt‹ sei unter ›allgemeinmenschlicher‹ Perspektive prinzipiell irrelevant, notwendigerweise zur Abwertung der Literatur führt, die diesen Bereich thematisiert. Gleiches zur Literatur über Erwerbsarbeit läßt sich nicht feststellen.

[84] Vgl. dazu Brinker-Gabler 1988 (C), S. 33, auch Jehlen 1981/1992 (B2), S. 322ff., die allerdings ästhetische Werte als zur Beurteilung literarischer Texte relevanter einstuft.

[85] Zu den Vorlieben dekonstruktiver Ansätze für ›Marginales‹, Ausschlüsse und selbstreferentielle Strukturen vgl. z.B. Johnson 1987 (C), S. 17ff. – Eine implizite Wertung stellt auch die Verwendung positiv bzw. negativ konnotierter Bilder und Begriffe dar, etwa die durchgängig negative Konnotation von mit Macht korrelierten Begriffen in Felman 1981 (B2).

[86] S.o. 2.2.3.

4.) hängt es vom Voraussetzungssystem der Wertenden ab, welche Rangordnung der Wertmaßstab im Verhältnis zu anderen Werten einnimmt. Marholm funktionalisiert den Wert ›Identifikation‹ insofern, als er bei ihr dem Erreichen eines höhergeordneten Wertes dient, den man als ›Vermittlung emanzipatorischer Anliegen‹ bezeichnen könnte. Solche Rangordnungen zwischen Werten können allerdings auch situativ variieren.

Die ›Wertungssituation‹ stellt den zweiten, nun externen Faktor dar, der Wertungen beeinflussen kann. Zu berücksichtigen ist zum einen die historische Situation, die bestimmte Wertungsoptionen von vornherein nahelegt oder auch ausschließt. So wäre es kaum denkbar, zumindest aber unwahrscheinlich, daß Marholm in ihrer 1896 erschienenen Rezension die ungeschönte Darstellung der sexuellen Nöte einer Frau öffentlich und explizit als positive Eigenschaft des Romans herausgestellt haben könnte – implizit könnte diese Eigenschaft aber auf ihre positive Wertung eingewirkt haben. Zum anderen ist die individuelle Situation der Wertenden einzubeziehen – von ihrer Stellung im literarischen System der Zeit über persönliche Sympathien oder Antipathien anderen Kritikern und Autoren gegenüber bis hin zu ihrer Vorliebe für literarische Textsorten und ihrer subjektiven, von biographischen Faktoren abhängigen Einstellung zu dem jeweils behandelten Thema etc. Unter der Voraussetzung, daß sich historische Bedingungen und individuelle Lebenszusammenhänge für Männer und Frauen unterscheiden, ist auch hier mit Geschlechterdifferenzen zu rechnen.[87]

2.3.3. Kollektive Dimensionen des Wertens

Für das Problem der Kanonisierung oder Nicht-Kanonisierung ist nicht nur die bislang behandelte subjektbezogene Perspektive individueller Wertungshandlungen von Bedeutung, sondern stärker noch die intersubjektive Dimension des Wertens. Zu klären ist zunächst, wie sich die Beziehung zwischen den Werten, die einzelne professionelle und nicht-professionelle Leser vertreten, und den kollektiven, sozial und kulturell vermittelten Werten theoretisch fassen läßt, um dann knapp zu skizzieren, in welcher Weise sich Geschlechterdifferenzen auch in den Werten literarischer Institutionen manifestieren können.

Unter soziologischer Perspektive lassen sich die Werte einer Person als ›Schaltstellen‹ zwischen individuellen Bedürfnissen und sozialen Anforderungen interpretieren (vgl. C: Ropohl 1980, S. 350; Winko 1991, S. 75, 82). Zu diesen sozialen Anforderungen zählen die Werte und Normen einer Kultur,

---

[87] Ob und wie sich solche Differenzen in Rezensionen und anderen Texten des professionellen Umgangs mit Literatur tatsächlich manifestiert haben, bliebe in historischen Rekonstruktionen der Wertungshandlungen von Kritikerinnen und Kritikern, Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern zu untersuchen.

Gesellschaft oder, allgemein, Bezugsgruppe. Da Werten – auch bezogen auf soziale Systeme – u.a. eine identitätssichernde, stabilisierende Funktion zugeschrieben werden kann, wird die erfolgreiche Sozialisation eines Individuums oftmals mit der Aneignung sozialer Werte gleichgesetzt (C: Winko 1991, S. 69, 79–82). Diese Aneignung wird allerdings nicht als eindimensionale Übernahme oder als gewissermaßen abbildende Internalisierung aufgefaßt, vielmehr wird dem Subjekt ein Spielraum in der ›Interpretation‹ und der Kombination der Werte zugebilligt. Unter diesen – sehr vereinfacht dargestellten – Voraussetzungen ist davon auszugehen, daß sich die Wertungen einzelner Literaturkritiker oder -wissenschaftler in einem ›Kernbereich‹ überschneiden, in dem zentrale Werte des Literatursystems bzw. seiner Institutionen zu einem bestimmten Zeitpunkt anzusiedeln sind.[88]

Daß sich *gender*-Muster auch auf kollektive Wertmaßstäbe literarischer Institutionen auswirken können und ausgewirkt haben, wird plausibel, wenn man die Genese von Kriterien im Rahmen autonomieästhetischer Konzeptionen betrachtet: Historisch vollzieht sich diese Genese im Kontext des oben skizzierten Modells II und seiner anthropologischen Annahmen, gewonnen werden die Kriterien anhand von Texten, die von Männern geschrieben sind, und sie führen bekanntlich zum Ausschluß unterhaltender und didaktischer Literatur aus dem Bereich ›hoher‹ Literatur und damit zum Ausschluß ganzer Textgruppen, die – unter den Perspektiven *sex* und *gender* – überwiegend Frauen zugeordnet wurden. Dabei dürfte mit Unterschieden zwischen den Institutionen der Literaturwissenschaft, die die Autonomiepostulate weitgehend, wenn auch in verschiedenen Varianten (vgl. C: v. Heydebrand 1984, §§ 7 und 8) reproduziert hat, und der Literaturkritik zu rechnen sein: In Rezensionen spielt die Erlebnis- bzw. Erfahrungskategorie eine stärkere Rolle (vgl. C: Kienecker 1989, S. 167), so daß das Voraussetzungssystem des einzelnen Kritikers und dessen *gender*-Prägungen neben systemstabilisierenden Werten wie Innovation, Originalität etc. eine gewissermaßen institutionell legitimierte größere Bedeutung erhält als in der Literaturwissenschaft.[89]

Als Minimalergebnis dieses Abschnitts läßt sich festhalten, daß es mehrere systematische Orte in einem Modell des Wertens gibt, an denen die Geschlechterdifferenz zu unterschiedlichen Deutungen und Wertungen führen kann. Die Frage, wie sich die Geschlechterdifferenz in den Wertungen professioneller und nicht-professioneller Leserinnen und Leser im einzelnen manifestiert, kann jedoch ohne detaillierte empirische und historische Forschungen nicht beantwortet werden.

---

[88] Dieser ›Kernbereich‹ tatsächlich realisierter Werte ließe sich durch Analysen großer Textkorpora literaturkritischer und -wissenschaftlicher Texte rekonstruieren; Untersuchungen programmatischer Texte und der von ihnen propagierten Werte geben allein das Selbstverständnis einer Institution wieder.

[89] S. o. 1.3., Punkt 4.

3. *Geschlechterdifferenz und literarischer Kanon* (v. Heydebrand)

In Abschnitt 2 konnte systematisch geklärt werden, daß unter der Voraussetzung einer wie auch immer abgestuften Bipolarität des biologischen Geschlechts und eines gesellschaftlichen *sex/gender*-Systems in ihren je historischen und individuellen Ausformungen Geschlechterdifferenzen beim Wahrnehmen, Verstehen und Werten literarischer Texte zu erwarten sind. Stellt man zusätzlich die Geschlechterdifferenz in der Verteilung der Machtpositionen und Kompetenzen zur Bestimmung gesellschaftlich gültiger Normen und Werte in Rechnung, die ihrerseits wieder auf die individuellen Voraussetzungssysteme der wertenden Individuen zurückwirken, muß *gender* mit großer Wahrscheinlichkeit auch in der Kanonbildung wirksam sein. Dem ist im folgenden nachzufragen.

Zunächst aber: Was ist unter ›Kanon‹ zu verstehen? Beim Eingangsbeispiel wurde wie selbstverständlich unterstellt, daß es – auch heute noch – einen anerkannten Kanon gibt, dem anzugehören so etwas wie eine Überlebensgarantie für Autoren und Werke bedeutet. Diese Vorstellung ist nun unter verschiedenen Gesichtspunkten zu präzisieren, zu differenzieren und zu problematisieren; dabei werden systematische Orte für *gender*-spezifisches Wertungsverhalten oder für *gender*-geprägte Einstellungen zum Kanon sichtbar werden.

3.1. *Zu Begriff, Sache und Problematik von ›Kanon‹*[90]

Als ›Kanon‹ gilt ein Korpus, sei es von mündlichen Überlieferungen – etwa von Mythen –, sei es von Schriften, ein Korpus von Werken und von Autoren also, das eine Gemeinschaft als besonders wertvoll und deshalb als tradierenswert anerkennt und um dessen Tradierung sie sich kümmert. Zu jedem Kanon gehört also eine Trägergruppe, auf die seine Geltung zu beziehen ist. Drei Funktionen sind es vor allem, die ein Kanon für die jeweilige Gemeinschaft oder Gruppe zu erfüllen hat: Legitimation der gegenwärtig geltenden Werte durch ihre Verankerung in der Vergangenheit oder auch durch kritischen Bezug auf sie, Identitätsstiftung in Abgrenzung gegen andere Gesellschaften oder gesellschaftliche Gruppierungen in der Gleichzeitigkeit – zuweilen auch in Abgrenzung gegen den ›Kanon‹ der Tradition – und Handlungsorientierung im Blick auf die Zukunft.[91] Dieser Bezug der Geltung des Kanons und seiner Funk-

---

[90] Vgl. zum folgenden zusammenfassend: v. Heydebrand 1993, S. 4–8. Im einzelnen: Assmann/Assmann 1987b, bes. S. 11–15, 19, 22–25; Hahn 1987, bes. S. 29–33; Lüsebrinck/Berger 1987, bes. S. 3–23 (alle D 1); v. Heydebrand 1984 (C), bes. S. 853f.; Scholz 1987 (D 1), bes. S. 56–62, 67.

[91] Unter anderer Perspektive werden Kanonfunktionen etwas anders schematisiert; so soll der Kanon z. B. fungieren »als Erkenntnisbedingung (Frame), als Handlungsregulativ (Regel oder Konvention) oder als Wertorientierung (Norm)«: S. J. Schmidt 1987, S. 337 (D 1).

tionen auf eine bestimmte Trägergruppe könnte, sofern diese Funktionen nicht geschlechterübergreifend sind, eine Differenz begründen: Wenn die den Kanon tragende Gemeinschaft als dominant ›männlich‹ zu identifizieren wäre, könnten Autorinnen geringere Chancen in ihm und auch ein geringeres Interesse an seiner Anerkennung haben.

Jeder Kanon ist aber, wie schon die Analyse des Wertungsvorgangs zwingend begründet, in zweierlei Erscheinungsformen präsent: als überliefertes und im Lauf der Geschichte immer wieder umgestaltetes Korpus, das ›materialer Kanon‹ heißen soll, und als diejenigen Wertvorstellungen, die in diesem Kanon vergegenständlicht erscheinen.[92] Sie stellen die Kriterien für die Selektion dar und werden durch Kommentare und Deutungen hervorgehoben. Darum sollen diese Wertvorstellungen, die der materiale Kanon nur *in potentia* enthält, als ›Kriterien- und Deutungskanon‹ bezeichnet werden (D 1: v. Heydebrand 1993, S. 5). Es gehört zu den fundamentalen Einsichten der Kanonforschung, daß Veränderungen des Kanons nicht nur durch Hinzutreten von Neuem und Ausscheiden von Altem sich vollziehen, sondern im Austausch wie in veränderter Gewichtung von Selektionskriterien und in der Umdeutung der kanonisierten Werke. Unter der Voraussetzung *gender*-spezifischer Bedürfnisse und Interessen der Literaturvermittler dürften die Wertkriterien, die zur Kanonselektion führen, und die Deutungen, die diese Werte an den Werken des materialen Kanons herausheben (oder auch, wie gezeigt werden wird, bestreiten), der zweite Ort sein, an dem *gender* den Kanon mitbestimmt.[93]

Da der Ursprung des Begriffs ›Kanon‹ bei den Heiligen Schriften liegt (D 2: Colpe 1987, S. 83f.; D 1: Kermode 1988, S. 259–262), wohnt ihm eine Tendenz zur Universalisierung inne: Der Kanon soll über alle Zeiten hinweg und für alle gelten, das heißt: er soll in überzeitlichen und kulturübergreifenden Werten wie in anthropologischen Konstanten gegründet sein, die in den Werken selbst repräsentiert sind. Dieser Anspruch, obwohl auch für den literarischen Kanon immer wieder einmal erhoben,[94] ist jedoch seit langem angefochten,[95] und er ist in jüngster Zeit mit Argumenten aus drei verschiedenen Bereichen zurückgewiesen worden. Der Blick auf die Geschichte des Kanons zeigt: Er ist durch und

[92] Es ist von »Textkanon« und »Regelkanon« gesprochen worden (Günther 1987 und 1988, beide D 1); dabei bleibt die Dimension der Deutungen, aus denen sich die Regeln erst ableiten, unbenannt. Assmann/Assmann 1987b (D 1), S. 12–15, sprechen von den Institutionen der »Textpflege« und der »Sinnpflege« (durch Kommentare), die allein Kanonkontinuität gewährleisten.

[93] S. u. 3.2.2.

[94] Im deutschen Bereich noch Mattenklott 1988. Vgl. außerdem Remak 1981 und Altieri 1983 (alle D 1) unter Berücksichtigung auch pragmatischer Gesichtspunkte.

[95] Ein frühes Zeugnis ist die Bindung des Kanons an einen »führenden Geschmacksträgertyp«: Schücking 1923/1961, S. 85, 87–92, und 1932/1977, S. 9–24. Erst seit den 70er Jahren wirksam: die soziologische Kanonanalyse von Mukarovsky 1935/36/1970 (alle D 1).

durch geschichtlich und veränderbar.[96] Der Blick auf die Gegenwart legt nahe: Er kann seinen normativen Anspruch nicht aufrechterhalten und ist einer nur noch empirisch zu ermittelnden Kanonpluralität gewichen.[97] Und philosophische Reflexion behauptet: Das Konzept selbst ist brüchig.[98] Wenn das so ist, so kann man vermuten, daß eine im *sex/gender*-System begründete Benachteiligung von Frauen im Kanon feministische Forschung dazu führen wird, von diesen Positionen aus den Kanon sehr grundsätzlich anzuzweifeln.

3.2. Zur Geschichtlichkeit des Kanons

Für die Einsicht in die Geschichtlichkeit des Kanons sind – wie für die meisten kulturgeschichtlichen Prozesse – die Vorgänge an der Epochenschwelle im 18. Jahrhundert grundlegend. Da auch erst nach dieser Schwelle Autorinnen in nennenswerter Zahl zu schreiben beginnen, geht die Untersuchung der Kanonbildung und der dabei auftretenden Behinderungen für Schriftstellerinnen nicht hinter diese Zäsur zurück. Daß allein der Bildungsvoraussetzungen wegen in vorausgehenden Zeiten nur ganz wenige, hochgestellte Frauen in der Literatur mitsprechen konnten, liegt auf der Hand, wenngleich auch sie in Zukunft genauer wahrgenommen werden sollten. Die Genese des Kanons der ›Modernen‹[99] und sein Funktionieren ist also Gegenstand; sie muß im folgenden deswegen relativ ausführlich dargestellt werden, weil erst genauere Einsicht in diese Prozesse die Ansatzpunkte für fundierte Kanonkritik unter dem Gesichtspunkt der Geschlechterdifferenz bereitstellt.

3.2.1. Dynamisierung des Kanons im autonomen »Sozialsystem Literatur« seit der Epochenschwelle um 1800

Zwar ist der Vorstellung entschieden zu widersprechen, es habe vor der Epochenschwelle, mit der Autorität der Antike, den einen universellen Kanon gegeben, der unverändert, als Muster für den Stil und als Paradigma der geltenden Werte, tradiert worden wäre. Vielmehr hat sich, und zwar in immer neuen Kon-

[96] Vgl. dazu grundlegend Buck 1983. Auch Gumbrecht 1987a und b, Schulz-Buschhaus 1975 und 1988 wie andere Beiträge in Simm 1988 (z. B. Lang), Gorak 1991 (alle D 2). Zusammenfassend in system- und kommunikationstheoretischer Perspektive: Stanitzek 1992 (D 1).

[97] Gegen die Normativität des Kanons: Herrnstein Smith 1983 und 1988; Woesler 1980; Lindenberger 1990 (alle D 1). – Mit einem »empirischen« Kanonbegriff arbeitet, im Blick auf den schulischen Kanon, z. B. Böhler 1990. Entschieden für Empirie und für Kanonpluralität auch Gaiser 1983 und 1993, S. 12–16 (beide D 1). S. u. 3.3.1. und 3.4.1.

[98] Z. B. Johnson 1987a (B 2), Introductions: S. 1–7; Winders 1991, bes. S. 3–23 und 143–149; Lawrence 1992, Introduction: The Cultural Politics of Canons, S. 1–19; Parker 1993, passim (alle D 1) u. a.; s. u. 3.3.3. und 3.4.4.

[99] Gemeint sind mit dem Terminus an dieser Stelle nur ganz formal Autoren und Autorinnen, deren Werke erst nach dieser Zäsur zur Kanonisierung anstehen.